This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

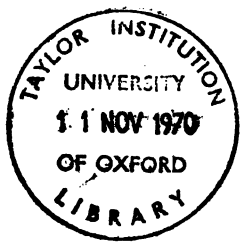
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neunundzwanzigſter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Louise,

oder:

Die unseligen Folgen des Leichtsinns.

Eine Geschichte, einfach und wahr.

Mit einer Vorrede

von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Louise,

oder:

Die unseligen Folgen des Leichtsinns.

Louise,

oder:

Die unseligen Folgen des Leichtsinns.

Louise war, durch das lange vergebliche Hoffen auf die Ankunft ihres Mannes, in eine Dumpfheit versunken, die sie das bittere ihres Schicksals, — als sie endlich seinen Brief erhielt, — nicht ganz fühlen ließ.

Karoline ließ einige Tage verstreichen, ehe sie ihrer leidenden Freundin den traurigen Brief mittheilte, denn sie fürchtete unglückliche Folgen. Allein sie sah freilich, daß die Ungewißheit ihr eben so nachtheilig sei; denn sie horchte zitternd auf jedes Geräusch, sah mit Unruhe nach jedem Papier, und wenn sie sich getäuscht sah, dann brach sie in laute Klagen aus, oder verfiel in eine tiefe Melancholie. Nach einem solchen Anfalle versank sie einst in einen tiefen Schlaf; da träumte ihr, daß ihr Mann mit wüthendem Blicke und gezücktem Dolche zu ihr käme und sie fragte, wo ist dein Kind? daß ich es erwürge, denn es soll dir voran gehen. Sie reichte es ihm mit zitternden Händen; er durchbohrte ihm die Brust, und stieß ihr nachher den nämlichen Dolch in's Herz, mit dem Ausruf: ich muß dich hier ermorden, damit ich dich einst dort wieder schuldlos umarmen kann. Es war ihr jetzt als versänke sie in nichts, doch fand sie sich bald darauf in den Gefilden der Seligen wieder; ihr Karl kam ihr mit seinem Sohn an der Hand entgegen,

er empfing ſie mit heiterem Geſicht, und umarmte ſie mit den Worten: Hier Louiſe biſt du wieder ganz mein!

Durch den Schlaf geſtärkt, und durch das Ende des Traums getröſtet, erwachte Louiſe mit einer Gemüthsruhe, die ſie ſeit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. Sie reichte Karolinen lächelnd die Hand und ſagte: »ach! ich habe ihn geſehen, meinen Karl, erſt ſchrecklich und dann ſo mild, Gottlob, daß ich ſeinen ſanften Blick zuletzt ſah! Dieſer Eindruck wird mir bleiben, und wenn er mir auch das Herz durchbohrte, ſo werde ich doch immer mit ſüßer Hoffnung auf das Geſicht hinblicken, was er mir zuletzt zeigte.«

Karoline erſchrack, und fürchtete beinahe, daß ein Anfall von Wahnſinn ſie befallen hätte, doch wurde ſie nicht ängſtlich, da ihre Freundin ſo heiter um ſich blickte.

Louiſe erzählte ihren Traum und löſte dadurch das Räthſel. »Ach wüßte ich,« ſetzte ſie hinzu, »daß dieſer Traum einſt ganz erfüllt würde, ſo wollte ich es gern ertragen, wenn auch mein Mann mir einen Dolch in's Herz ſtieße; ich habe es um ihn verdient; könnte nur dieſe Rache ſeinen Zorn ſtillen, und er mir wieder ſeine Liebe ſchenken.«

Dieſe Stimmung beſchloß Karoline zu nutzen, um die Kranke mit ihrer ganzen Lage bekannt zu machen.

Braunau war vor ungefähr acht Tagen in B** angelangt, war aber, so bald Essen's Briefe ankamen, sogleich nach ** abgereist, in der Hoffnung, ihn dort noch zu treffen, oder wenigstens zu erfahren, wohin er gegangen sei; allein beides schlug fehl. Man rieth ihm die Tante aufzusuchen, zu welcher Groß und Essen gereist waren, um ihre Kinder abzuholen, allein sie hatten auch diese schon einige Tage vor seiner Ankunft verlassen, ohne ihr zu sagen wohin sie gingen; da Braunau also weiter nichts erfahren konnte, so kehrte er nach B** zurück, in der Absicht, die unglückliche Louise trösten zu helfen. Er war eben den Abend zuvor zurückgekommen, Louise hatte ihn noch nicht gesehen, denn er befürchtete durch seinen Anblick ihren Kummer wieder zu erneuern. Nun aber da sie ruhig schien, meldete ihn Karoline bei ihr; sie empfing ihn zwar mit Thränen, aber mit weit mehr Ruhe, als sie vorher gezeigt hatte; sie erkundigte sich gleich, ob er nichts von ihrem Mann wüßte? Diese Veranlassung benutzte er, und suchte ihr nach und nach die traurige Nachricht mitzutheilen.

Er erzählte ihr, daß er Essen nicht in ** angetroffen; und man habe ihm gesagt, er sei verreist. Nun könne es wohl sein, daß er sich einige Jahre entfernt halten wolle. Louise bestritt seine Vermuthung; Braunau erwiederte, daß es ihm um so wahrscheinlicher sei, da er seinen Sohn mitgenommen habe.

»Das iſt hart,« erwiederte ſie, »ſehr hart, und daß er gegangen iſt, ohne von mir Abſchied zu nehmen, iſt noch härter. Habe ich ihn denn ſo ſehr beleidigt, daß ich dieſe Behandlung verdiene. — — Doch er ſtößt mir den Dolch in's Herz, um mich einſt ſchuldlos zu umarmen,« — ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu.

»Vielleicht,« äußerte Braunau, »ſind Sie bei ihm verleumdet worden. Haben Sie Feinde?«

»Keine, die ich kenne,« erwiederte ſie, »denn obgleich Roſenberg's nicht mehr meine Freunde zu ſein ſcheinen, ſo kann ich doch nicht glauben, daß ſie meine Feinde geworden ſind.«

»Und doch,« verſetzte Braunau, »ſagt man, daß Frau von Roſenberg über Ihre zu frühe Niederkunft ſich einige boshafte Anmerkungen erlaubt haben ſoll.« —

»O!« rief Louiſe, »es könnte mir nichts ſchrecklicheres begegnen, als wenn man boshaft genug wäre, meinem Manne ſo etwas zu hinterbringen.«

Braunau ſchwieg und Karoline ſuchte einige hervorbrechende Thränen zu verbergen. Louiſe, die es bemerkte, fuhr fort, »o lieben Freunde, verhehlt mir nichts, laßt mich den Leidenskelch auf einmal leeren, — ihr wißt mehr, als ſagen wollt.«

Karoline ſchwieg noch immer, aber ihr Mann hub endlich an: »Ja liebe Freundin, Sie haben Recht; ſeit einigen Tagen wiſſen wir mehr von Ihrem Schickſale, als wir uns zu ſagen getrauen, Sie ſchienen uns zu ſchwach um alles zu erfahren, doch nun, da Sie etwas geſtärkt ſind, müſſen Sie auch das Schlimmſte wiſſen, denn die Ungewißheit iſt nur noch quälender.«

»Ich bin auf alles gefaßt,« ſagte Louiſe zitternd, »ſprechen Sie mein Urtheil.«

Braunau theilte ihr hierauf den Inhalt von Eſſen's Briefen mit, und erzählte ihr auch, daß er ihn vergebens überall geſucht, um ihn wo möglich von der Reiſe abzuhalten. Auch die Tante des Herrn Groß wiſſe nichts weiter, als daß Groß und Eſſen einen entfernten Erdwinkel aufſuchen wollten, wo ſie ſich und ihren Gram verbergen und ihre Söhne in der Abgeſchiedenheit von der Welt erziehen könnten.

Louiſe wurde durch dieſe Nachrichten ſehr erſchüttert. Sie frug, ob nicht noch ein Brief an ſie da wäre? Karoline ſah ſich nun genöthigt, ihr das unglückliche Blatt zu überreichen, welches ihre Anſprüche auf Glückſeligkeit für lange Zeit zerſtören ſollte.

Louiſe las, ſah ſtarr auf den Boden, und ſank endlich ohne Bewußtſein ihrer Freundin in die Arme. Man rief

den Arzt zu Hilfe, doch gelang es erſt ſpät, der unglücklichen Louiſe ein Daſein wieder zu geben, was ihr von nun an eine Laſt war.

Da ſie ſich ein wenig erholt hatte, fielen ihre umherſchweifenden Augen auf ihr Kind: »Armes Mädchen!« rief ſie plötzlich aus, »dein Vater hat dich und mich mit einem Dolch verwundet! Du wirſt ſchon beſchimpft, da du kaum in's Leben trittſt, — deine grauſamen Eltern haben beide daran gearbeitet, dich unglücklich zu machen. — Wohl wäre es dir und mir, wenn du nie geboren wäreſt, doch du biſt glücklich, denn dir ſcheint kein langes Ziel beſtimmt, aber deine unglückliche Mutter hat noch zu viel Kraft, um einen baldigen Tod hoffen zu dürfen.« — — So klagte ſie noch lange, ohne daß man ſie unterbrach. Der Arzt hielt für beſſer, ſie jetzt nicht zu tröſten, ſondern ihrem Schmerz freien Lauf zu laſſen.

Man befolgte den Rath. Karoline weinte aus vollem Herzen mit der Unglücklichen, ſo wie ſie ehedem ſich mit der Glücklichen gefreut hatte.

Braunau war oft um die beiden Freundinnen, doch in den Zwiſchenzeiten gab er ſich Mühe, mit Hilfe des Arztes, den Grund der Verleumdungen heraus zu bringen, die man wider die unglückliche Louiſe ausgeſtreut hatte. Durch eine gutherzige junge Magd Louiſens erfuhr Karolinens Mädchen, daß die Jungfer der Frau von Roſen-

berg zu Marien täglich in der Absicht gekommen wäre, um sich nach allem zu erkundigen, was bei ihrer Herrschaft vorging, auch erzählte sie viel von der genauen Bekanntschaft, in welcher der Graf von S** mit ihr gestanden; und daß sie mehrmal mit seinen Besuchen beehrt worden. Marie habe dem übrigen Gesinde wohl oft zu verstehen gegeben, der Graf mache der gnädigen Frau die Kour: der Jungfer der Frau von Rosenberg habe sie die nämlichen Lügen vorgeplaudert, und sei von dieser oft dafür beschenkt worden. Hieraus konnte Braunau deutlich sehen, wie eifrig Christiane an Louisens Fall gearbeitet hatte. Er entschloß sich zu ihr zu gehen und ihr schlechtes Betragen aufzudecken.

Christiane empfing ihn sehr kalt, und suchte seinen Vorstellungen mehr auszuweichen, als sich dagegen zu vertheidigen; sie sagte ihm unter andern, daß es ihrer Meinung nach schon hinlänglich sein könnte, auch ihn von Louisens Unrecht zu überzeugen, da sie als Ihre nächste Verwandte leider nicht mehr daran zweifeln dürfe.

»Es ist wahr,« erwiederte Braunau, »daß Sie Ihrer unglücklichen Base durch Ihr öffentliches Bekenntniß von dieser Ueberzeugung sehr schaden; allein es gibt doch auch Menschen, welche die Vermuthung äußern, daß Ihnen daran liegen könnte, Ihren Neffen und seine Kinder von dem Herzen ihres Mannes zu entfernen. — Diese Ver-

muthung gewinnt dadurch noch mehr Wahrſcheinlichkeit, daß Sie ſich ſelbſt Mühe geben, eine Sache unter die Leute zu bringen, die Sie auch dann unterdrücken ſollten, wenn Sie von der Wahrheit ſo überzeugt wären, als Sie es vom Gegentheil ſind.» — Braunau wurde durch Chriſtianens Verlegenheit völlig von ihrer Bosheit überzeugt, doch faßte ſie ſich bald wieder und ſagte: »Es muß mich allerdings ſehr überraſchen, Sie Louiſens Partie nehmen zu ſehen, doch es ſoll mir angenehm ſein, wenn Sie mir beweiſen können, daß Sie es aus Ueberzeugung, und nicht blos aus Freundſchaft thun; mit Freuden will ich Louiſens Unvorſichtigkeiten überſehen; — denn die werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen?»

»Louiſe iſt unvorſichtiger geweſen, als manche andere Dame von ihrer Bekanntſchaft,» — ſagte er hierauf, »aber vielleicht nicht ſo ſtrafbar,» ſetzte er mit einem bedeutenden Blicke auf Chriſtianen hinzu. — Doch wir wollen hierüber nicht länger ſtreiten, ich glaube Sie nun hinlänglich überzeugt zu haben, daß Ihre Baſe nicht das iſt, wofür Sie ſie zu halten beliebten, und wir werden uns von nun an gemeinſchaftlich beſtreben, unſern Bekannten dieſe neue Entdeckung mitzutheilen.»

Er ging hierauf öfter in Geſellſchaften, wo er Chriſtianen antreffen mußte, und ſprach in ihrer Gegenwart mit ſo vieler Freimüthigkeit über dieſe Sache, daß ſie nicht

umhin konnte, mit ihm einzuſtimmen. Hier traf er auch die Frau von A** an, die ſich mit vieler Herzlichkeit bei ihm nach Louiſen erkundigte, und den lebhaften Wunſch äußerte, ſie einmal beſuchen zu dürfen. Braunau ging darüber mit ſeiner Frau zu Rathe, allein ſie fand es nicht für gut, in dem Zuſtande, worin ſich Louiſe befand, ihr den Namen einer Frau zu nennen, deren Bruder ſie ſo unglücklich gemacht hatte.

Dieſe Antwort ſchmerzte die Frau von A** ſehr, ſie konnte nicht läugnen, daß ihr Bruder gefehlt hatte, »allein ohne dieſe Aufmunterung der Frau von Roſenberg,« ſagte ſie, »wäre er nie ſo weit gegangen; dieſe iſt ſchlecht, wir aber waren nur leichtſinnig; mein armer Bruder und die unglückliche Eſſen müſſen nun dieſen Leichtſinn büſſen; er liebt ſie heftiger als jemals, doch kann ihre Freundin ſicher ſein, daß ihn ſeine Leidenſchaft nie wieder verleiten wird, Louiſens Ruhe zu ſtören.«

»Louiſens Ruhe und Glück ſind wahrſcheinlich auf immer zernichtet,« erwiederte Braunau traurig; »eine finſtere Melancholie hat ſie befallen, und wir werden ſie bald auf's Land führen, um zu verſuchen, ob die reinere Luft ihre Geſundheit wieder herzuſtellen vermöge.«

Dieſer Verſuch wurde wirklich gemacht, ſo bald Louiſe nur einigermaßen die Bewegung des Wagens ertragen konnte. Vorher brachte es Braunau dahin, daß Chri-

ſtiane mit ihrem Mann zu ihr kommen, und von ihr Abſchied nehmen mußten.

Chriſtianen hatte er durch die Art, wie er ſie behandelte, in Furcht geſetzt, er gab ihr bei allen Gelegenheiten zu verſtehen, daß er ſie durchſchaue, und das machte ſie glauben, daß er weit mehr von ihren Streichen wiſſe, als er wirklich wußte. Durch dieſe Furcht hätte er ſie zu allem bringen können, was er nur wünſchte; doch er verlangte weiter nichts, als daß Louiſe durch einen freundſchaftlichen Beſuch ihres Onkels etwas getröſtet, und ihr guter Name durch dieſen Beſuch einigermaßen wieder hergeſtellt würde.

Der alte Roſenberg wurde ſehr gerührt, als er Louiſens traurigen Zuſtand ſah; er konnte nicht reden, er umarmte ſie mit ſtiller Wehmuth, — auch das Kind, das nun zwei Monate alt, aber noch ſehr ſchwach war, drückte er an ſeine Bruſt. Alles dieſes war Balſam für Louiſens wundes Herz, denn als Roſenberg ſich dem Kinde näherte, verwandte ſie kein Auge von ihm. Hierauf unterhielt ſie ſich noch mit vieler Herzlichkeit und Freundſchaft mit ihm, auch Chriſtiane wußte ſich gut zu verſtellen. Sie ſchieden als die beſten Freunde und Roſenberg verſprach Louiſen, daß er ſich alle Mühe geben wolle, etwas von ihrem Manne zu erfahren.

Kurz darauf reiſten Braunau's mit Louiſen auf ihr Gut. — Gern hätte Braunau ſie gleich nach Schleſien auf ſeine neuererbten Güter gebracht, allein er mußte daſelbſt noch verſchiedenes in Ordnung bringen, ehe er ſeine Frau mit ihrer Freundin hinführen mochte.

Sein verſtorbener Onkel, der lange als Witwer lebte, hatte eine Haushälterin zu ſich genommen, die ihn ganz beherrſchte, und der er in einer ſchwachen Stunde das ſchriftliche Verſprechen gab, daß ſie ſein Allodialvermögen erben, und noch zwei Jahre nach ſeinem Tode im Beſitz des eigentlichen Wohnhauſes bleiben ſollte. Er erkannte zwar noch vor ſeinem Tode die ſchlechte Denkungsart dieſes Weibes, allein er hatte nicht den Muth, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. — Braunau fing gleich nach dem Tode ſeines Onkels an, ein ſehr verfallenes Schloß auszubauen, doch dies erforderte zu viel Zeit, als daß er ſeine Frau vor dem künftigen Jahre dahin hätte führen können.

Man kann denken, mit welchen Gefühlen Louiſe ſich ihrem Geburtsort näherte, wo ſie die erſten Jahre ihres Lebens ſo glücklich geweſen, und wo die erſten Zeiten ihrer Liebe ſo ſelig dahin floſſen. — »Ach Gott! wie elend bin ich geworden!« ſagte ſie zu Karolinen, als ſie die Thurmſpitze der Pfarrkirche von weitem erblickte. — »Ich war ſchon nicht mehr ganz glücklich, als ich vorigen Herbſt dieſen Ort verließ, denn ich beklagte den Verluſt meines ge-

liebten Vaters, aber ich war ſchuldlos und beſaß die Liebe meines Karl's! doch nun! —" ſie ſenkte das Haupt und verfiel wieder in ihre düſtere Melancholie, aus der ſie nur, durch den Anblick des ehemaligen Wohnſitzes ihrer reinſten Freuden, geriſſen wurde.

Braunau war dieſen Morgen voraus geritten, und wollte Faber auf Louiſens Zuſtand vorbereiten. — Es war ein ſchöner Herbſttag, die Familie verlebte ihn im Garten; er traf dieſe glücklichen Menſchen beiſammen. Die alte Madame Siewers hielt den kleinen Ludwig, Louiſens Pathen, auf dem Schooß, und ein Säugling, von dem Henriette vor ſechs Wochen entbunden war, lag an der Bruſt dieſer jungen liebenswürdigen Mutter; Faber ſtand an einem Baum gelehnt, und las ihnen etwas vor. — Als Braunau ihnen ſo nahe war, daß ſie ihn erkennen konnten, liefen ſie ihm voll freudigen Entzückens entgegen, und Faber umarmte den Freund ſeiner Jugend mit Innigkeit. Man frug ihn nach ſeiner Frau, nach Karl und Louiſen, und war ſo vergnügt über ſeine Ankunft, daß man ihn gar nicht zu Worte kommen ließ, auch eilte er eben nicht ſehr, ihnen Aufklärung zu geben, denn es that ihm weh, die Freude dieſer guten Leute zu ſtören. Er ſagte ihnen endlich ſo viel als ſie nothwendig wiſſen mußten, um ihr Betragen gegen Louiſen darnach einzurichten.

Madame Siewers machte ſogleich Anſtalten zu ihrem Empfang auf dem Schloſſe; es mußte dieſes jedoch ganz

insgeheim geſchehen, damit nicht die Bauern, wie ſie es ſonſt zu thun pflegten, ihre Gutsherrſchaft mit Feierlichkeiten empfingen, die Louiſen gewiß ein neuer Dolchſtich geweſen wären. Aus dieſer Urſache hatten auch Braunau's nichts von ihrer Ankunft geſchrieben.

Da der Eingang zum Schloß nicht durch das Dorf ging, ſo konnten unſere Reiſenden hinein kommen, ohne von den Bauern geſehen zu werden. — Man brachte Louiſen in einen Theil des Hauſes, der nur für Fremde beſtimmt war, und alſo von ihr, in ihren glücklichern Tagen, nie bewohnt wurde. — Sie empfing Faber und ſeine Familie in ſtummer Traurigkeit, und ſo durchlebte ſie auch mehrere Wochen; Karoline und Faber verſuchten oft ſie zu tröſten; »verzweifeln Sie nicht,« ſagte der letztere zu ihr, »mein Herz ſagt mir, daß Sie gewiß noch an der Seite Ihres Karl's glückliche Tage verleben werden, er liebte Sie zu ſehr, als daß er Sie auf einen bloßen Verdacht hin ſo ganz vergeſſen könnte. Er wird zu ſich ſelbſt kommen, unterſuchen, und mit offenen Armen zurück kehren.« — — Karoline und die übrigen Frauenzimmer ſtimmten in dieſe Prophezeihung ein, und zuweilen gelang es ihnen dann, ein Fünkchen Ruhe in Louiſens Bruſt zu hauchen, wiewohl zu ſchwach, um ihre düſtere Melancholie auf lange zu mildern.

Madame Siewers hatte die Pflege der kleinen Karoline übernommen; ſie rechnete darauf, dieſes Kind zu einem

Grade von Gesundheit zu bringen, der seine Erhaltung hoffen ließe, und hielt dies für das beste Mittel, Louisens Kummer zu zerstreuen. — Doch bis jetzt schien Louise in diesem Kinde mehr die Urheberin ihrer Leiden zu finden; sie sah es nur mit Thränen an, und Klagen über sein unglückliches Dasein waren ihre Liebkosungen. — So verlebte sie den Herbst und den langen traurigen Winter. Dies Haus, sonst der Schauplatz der Freude und des Vergnügens, ertönte jetzt nur von Seufzern und Klagen, denn auch Karoline konnte bei dem Anblick ihrer leidenden Freundin nicht glücklich sein; ihr Mann wurde durch seine Geschäfte in Schlesien zurück gehalten, und sie hatte nur ihre kleine Emilie, die sie aufzuheitern vermochte.

Doch die Zeit, die große Zauberin, gewann auch endlich so viel über Louisen, daß sie fähig wurde, ihr Schicksal mit etwas mehr Kälte zu überlegen. Mit dem Frühling kam auch Braunau zum Besuch; erzählte von seinem Bau, und machte Hoffnung, sie alle auf künftiges Frühjahr nach seinem artig eingerichteten Landhause abzuholen; — »wenn nicht inzwischen,« fügte er hinzu, »in dem Schicksal unserer lieben Freundin eine Aenderung vorgeht.«

»Ich erwarte das nicht,« versetzte Louise seufzend, »Gott weiß, wo mein Elend und die Folgen meines Leichtsinns enden werden!« — — In diesem Augenblick brachte Madame Siewers die kleine Karoline herein, die seit einiger Zeit anfing, sich merklich zu erholen.

Karoline nahm das Kind und legte es Louiſen in die Arme: »Hier, liebe Freundin, wird es enden, die Vorſehung hat dir in dieſem zarten Weſen ein Geſchenk gemacht, das dich an das Leben kettet, ſie hat dir Pflichten auferlegt, in deren Erfüllung du einſt deine Zufriedenheit finden wirſt.« — — Das Kind lächelte und ſtreckte ſeiner Mutter die kleinen Händchen entgegen, als wollte es ſie um ihre Liebe anflehen; — Louiſe drückte es zärtlich an ihre Bruſt; — »Ja,« rief ſie ſanft bewegt, »ich will dir ganz Mutter ſein! mich dir und deiner Erziehung ganz widmen! dein Herz zur Tugend bilden, und dich vor den Klippen warnen, an welchen ich geſcheitert bin.«

Von dieſem Augenblicke an nahm ſie mehr Theil an ihrem Kinde, ſie hatte es faſt immer um ſich. — Oft durchſtreifte ſie mit dem kleinen Engel auf dem Arm Gärten und Felder. Louiſe war zwar durch Kummer und Krankheit etwas entſtellt, allein der leidende Zug, den ſie dadurch erhielt, machte ſie nur noch intereſſanter; in ihrer Kleidung vernachläßigte ſie ſich zwar, aber nicht ſo, daß die Reinlichkeit darunter gelitten hätte; ſie ging ſehr einfach gekleidet, ſtatt daß ſie ſonſt prächtig war; ſie hatte es ſich gewiſſermaßen als eine Büßung auferlegt, nie mehr geputzt zu erſcheinen. — Es war ein rührender Anblick, dieſe blaſſe Geſtalt im weißen Gewande mit einem Kinde auf dem Arm, in dem man ſchon die Züge der Mutter entdecken konnte, umher wanken zu ſehen.

Louisens Stimmung hatte zwar noch immer etwas überspanntes, allein ihre Freunde waren schon zufrieden, zu sehen, daß ihre Schwermuth durch die aufgeregte Mutterliebe eine andere Richtung bekam. Zeit und Veränderung des Aufenthalts, hofften sie, werde das übrige thun; so wie bereits die schöne Witterung und der Genuß der Sommerluft ihren Körper von Tag zu Tage merklich stärkten.

Braunau sah sich genöthigt, wieder abzureisen; er ging über B**, und versprach seiner Frau, ihr von dorther zu schreiben; auch bat ihn Louise sehr dringend, sich bei Rosenberg's nach ihrem Manne zu erkundigen. Kaum war er acht Tage weg gewesen, als er schon wieder zurück kam.

Die beiden Freundinnen, Henriette und ihre Mutter saßen mit ihren vier Kindern auf einer Wiese an der Landstraße gelagert, die kleine Emilie und Ludwig Faber spielten im Grase, und die zwei jüngern Kinder ruhten auf den Armen ihrer Mütter, die vier Frauen redeten über Vergangenheit und Zukunft, und schilderten die letztere im hellsten Lichte; sie bestrebten sich Louisen aufzuheitern, die gerade an diesem Tage sehr traurig war. — Henriette, die lebhafteste unter diesen Frauen, entdeckte zuerst Braunau, als er auf der Landstraße daher ritt. Sie hüpfte ihm freudenvoll entgegen; sie glaubte nichts gewisser, als daß eine frohe Nachricht ihn so bald zurück bringe; leider sah sie bald auf seinem Gesicht, daß er kein Bote der Freude war. —

Louise wurde bei seinem Anblick fast ohnmächtig, denn sie hoffte wenig und fürchtete viel. Ach! sie irrte sich nicht; denn als Braunau in B** ankam, hörte er sogleich das Gerücht von Essens Tode.

Er eilte in das Rosenberg'sche Haus, und suchte nähere Nachrichten einzuziehen; da erzählte man ihm, daß der Graf Morelli, welcher vor einigen Tagen aus Holland zurück gekommen wäre, die Nachricht mitgebracht hätte, daß Essen und Groß, die sich im Texel eingeschifft hatten, mit dem Vorsatz, nach Indien zu gehen, kurz nach ihrem Auslaufen aus dem Hafen Schiffbruch gelitten, und mit der ganzen Mannschaft umgekommen wären. — Anfangs glaubte er diese Nachricht nicht, und der Arzt bestärkte ihn in seinen Zweifeln, indem er ihm die Quelle derselben verdächtig machte. Da aber der Schiffbruch bald darauf durch öffentliche Nachrichten bestätigt wurde, auch Herr von Rosenberg noch Privatbriefe aus Holland erhielt, die ihm das nämliche sagten, so schien ihm die Sache nicht mehr zweifelhaft. Er zitterte, sie Louisen zu hinterbringen, doch hielt er für's beste, dieses traurige Geschäft selbst zu übernehmen, und zu dem Ende machte er sich, sobald er konnte, wieder auf den Rückweg.

Da man ihn nach der Ursache seiner schnellen Rückkehr frug, so wendete er ein Geschäft vor, das ihn in diese Gegend auf einige Tage zurück brächte, allein niemand glaubte

ihm. — Louiſe, die ſich von ihrem erſten Schrecken etwas erholt hatte, ſah ihn bedeutend an und ſagte: »der Himmel verhüte, daß Ihr Geſchäft nicht mich betrifft, ich ahne ſchon lange ein neues Unglück! auch deutet Ihr trüber Blick nicht auf frohe Nachrichten.«

Braunau ſuchte es ihr zwar auszureden, aber nicht mit dem Ernſt, als wenn er gewünſcht hätte, daß ſie ihm glauben möchte. Sie ſahen alle, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und die ganze Geſellſchaft ging verſtört nach Hauſe. — Auf dem Wege erzählte er Karolinen die ganze Sache umſtändlich, ſie hörte ihm mit Thränen zu, doch nach einiger Ueberlegung ſagte ſie, »daß ſie die ganze Begebenheit für ein Märchen hielte, von Morelli und der Roſenberg erſonnen, in der Abſicht, Roſenberg's ganze Erbſchaft an ſich zu ziehen. Dieſe Idee ſeiner Frau kam Braunau ſelbſt ziemlich wahrſcheinlich vor, wenigſtens fand er für gut, Louiſen die Sache aus dem Geſichtspunkte vorzuſtellen, und ihr ſo noch einen Strahl der Hoffnung zu laſſen. Sie ſelbſt fand dies anfänglich ziemlich wahrſcheinlich, und ein Jeder trug das Seinige bei, Braunau's Meinung zu bekräftigen; doch bald erwachte ihre Angſt auf's neue; ſie glaubte Ahnungen zu fühlen, welche ſie für eine Beſtätigung der traurigen Geſchichte hielt. So lebte ſie in beſtändiger Unruhe, bis endlich Faber, der an einen bekannten Kaufmann in Amſterdam geſchrieben hatte, von dorther die Beſtätigung der Nachricht erhielt.

Da Louise wußte, daß er nach Holland geschrieben, so konnte er ihr auch die Antwort nicht verschweigen; sie verfiel wieder in ihre vorige Melancholie, doch mit dem Unterschied, daß sie die liebe und zärtliche Aufmerksamkeit für ihr Kind nicht verlor. Dies milderte ihr Unglück, und so verlebte sie in stiller Trauer den Sommer und Herbst. Am Ende desselben kam Braunau zurück; das war wenigstens ein Trost für die gute Karoline, auf welche die Leiden ihrer Freundin um so stärker wirkten, da sie ihrer Entbindung nahe war. Sie befürchtete eine unglückliche Niederkunft, getraute sich aber doch nicht, mit Louisen darüber zu reden, um sie nicht noch mehr zu betrüben.

Bald nach der Ankunft ihres Mannes kam sie zwar glücklich nieder, verfiel aber kurz nachher in eine gefährliche Krankheit, die ihre Freunde für ihr Leben zittern machte. — Louise fühlte sich hierdurch aufgefordert, Karolinen die viele Freundschaft zu vergelten, die sie ihr erwiesen; sie strengte Geist und Körper an, ihr zu dienen, so daß sie darüber ihr eigenes Unglück eine Zeit lang vergaß; hierdurch bekam sie eine Gewalt über ihren Schmerz, deren sie sich nie bewußt gewesen war, und wie Karoline sich nach und nach erholte, so suchte Louise ihr musikalisches Talent hervor, ihre Freundin zu zerstreuen; sie wurde dadurch selbst etwas erheitert, so daß Karoline nach ihrer Genesung eine große Veränderung bei ihr wahrnahm. Hiezu mochte die Freude über diese Genesung gewiß auch

viel beitragen, denn während Louiſe ſich in Gefahr ſah, ihre Freundin zu verlieren, fühlte ſie, daß ſie noch weit unglücklicher werden könnte, als ſie ſchon war, und dankte daher Gott inbrünſtig, für Karolinen's Rettung! —

Braunau blieb dieſen Winter bei den Frauenzimmern, und erwartete nur die ſchöne Jahreszeit, um beide nach Wallau, ſo hieß ſein Gut, zu führen. Louiſe ſehnte ſich ſehr dahin, denn ſie war überzeugt, daß es ihr dort leichter werden würde, ihren Kummer zu beſiegen, als hier, wo alles ſie an die vorigen Zeiten erinnerte, und ihr faſt bei jedem Tritt, den ſie in den Garten that, eine Stelle aufſtieß, wo ſie einſt mit ihrem geliebten Karl wandelte. — In Schleſien, ſagte ſie oft, will ich ganz meiner Tochter und meinen Freunden leben; hier gehört noch der größte Theil meines Daſeins ihm!

Gegen das Ende des Winters erhielt Karoline einen Brief von der Frau von A**, worin ſie ſich vorläufig erkundigte, ob ihr Bruder wohl auf eine günſtige Antwort rechnen dürfe, wenn er ſich um die Hand der Frau von Eſſen bewürbe; er halte es nicht allein für ſeine Pflicht, dieſe liebenswürdige Frau, die durch ihn unglücklich geworden ſei, ſo viel an ihm liege, wieder glücklich zu machen, ſondern er fühle auch, daß er ohne ihren Beſitz, ſelbſt nie glücklich ſein könne. — »Unſer Vater,« fügte die Frau von A** hinzu, »der ſeit kurzem hier angekommen,

wünſcht dieſe Verbindung ſo ſehr als wir, denn er iſt mit uns überzeugt, daß ſein Sohn unendlich viel wieder gut zu machen hat. Thun Sie was Sie können, liebenswürdige Frau! Ihre Freundin zu dieſer Heirath zu bewegen, denn mein Bruder iſt nicht mehr der flüchtige Jüngling, der er ehedem war; durch den unglücklichen Vorfall iſt er in kurzer Zeit zu einem ſoliden Manne gereift, und ob er gleich nie laſterhaft war, ſo bedauert er doch jetzt ſehr, daß er einen Theil ſeiner Jugend ſo leichtſinnig verſchleudert hat. Er beſtrebt ſich aus allen Kräften, unter der Anleitung ſeines edeln Vaters, die verlorne Zeit wieder einzubringen. — Ich glaube behaupten zu können, daß mein guter Bruder fähig iſt, ein edles Weib, das ihn liebt, glücklich zu machen.»

Karoline wurde durch dieſen Brief ſehr in Verlegenheit geſetzt, denn ſie fürchtete, daß er bei Louiſen Ideen wieder erwecken möchte, die für ihre Gemüthsruhe nicht vortheilhaft ſein würden; ſie beſchloß daher, einſtimmig mit ihrem Manne, der Frau von A** zu ſchreiben, daß Louiſe noch nicht in der Gemüthsſtimmung ſei, einen ſolchen Antrag anhören zu können; auch glaube ſie nicht, daß ſie ſich jemals zu dieſem Schritt entſchließen würde; doch verſpreche ſie ihr, bei einer günſtigen Gelegenheit Louiſen ihren Brief mitzutheilen. Dies that ſie auch nach einiger Zeit, und Louiſe, welche die Sache durch Karolinens Antwort für abgethan hielt, gab ſich nicht viel

Mühe, darüber weiter nachzudenken. Aber nicht eben ſo der Graf von S**. Er liebte Louiſen zu heftig, um ſich ſo leicht abweiſen zu laſſen.

So lange ſie noch Eſſen's Gattin war, ſuchte er ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken. Er beſaß von Natur ein gutes Herz, nur durch böſe Geſellſchaften etwas verdorben, er hatte, während der langwierigen Kur, der er ſich unterwerfen mußte, Zeit genug, ſeine Fehler zu bereuen, und ſich ſelbſt Beſſerung zu geloben. Kurz nach ſeiner Geneſung ſchrieb ihm ſein Vater, — der von dem Duell unterrichtet war, — daß er zu ihm an den S** Hof kommen möchte, wo dieſer als Geſandter ſtand.

Der alte Graf von S**, von deſſen Charakter wir ſchon oben eine leichte Skizze entwarfen, war mehr der warnende Freund als der ſtrafende Vater ſeiner Kinder. Zum Unglück für ſie hielt ihn die Geſandtſchaft ab, ihre Erziehung ſelbſt zu vollenden, und ſo geſchah es denn, daß aus ſeinem Sohne, der viel Talent hatte, ſtatt eines guten Geſchäftmannes, ein bloßer Hofmann wurde.

Da der junge Graf zu ſeinem Vater kam, ſo wußte dieſer ſich gar bald ſein volles Vertrauen zu erwerben, und er ſah mit Betrübniß, daß die unglückliche Leidenſchaft für Louiſen in dem Herzen ſeines Sohnes ſehr tief gewurzelt hatte. Er ſuchte ihn auf alle mögliche Art zu zerſtreuen, zog ihn in Geſchäfte und ließ ihn kleine Reiſen machen,

doch kam er stets mit eben so trüben Blicken wieder als er abgereist war. — Endlich wurde der Vater von seinem Gesandtschaftsposten zurück berufen, er kam nach B** und sein Sohn begleitete ihn; es war beschlossen, daß er mit dem Gesandtschafts-Sekretär Herrn Dasdorf von B** aus eine Reise nach Italien machen sollte.

Der alte Graf wußte, daß dieser auch eine unglückliche Liebe gehabt hatte; sein Herz war mit einem schweren Kummer belastet, doch trug er sein Schicksal als Mann, und der Graf hoffte, daß die Gesellschaft dieses edlen Mannes für seinen unglücklichen Sohn sehr vortheilhaft sein würde.

Sie kamen den nämlichen Herbst in B** an, als den Frühling zuvor sich das Gerücht von Essen's Tode dort verbreitet hatte. Als der junge Graf dies hörte, schöpfte er die Hoffnung, daß Louise nun noch seine Gemahlin werden könnte; er entdeckte sich dem Herrn Dasdorf, zu dem er viel Vertrauen hegte; dieser fand wenig Hindernisse, zumal da der Graf behauptete, daß Louise ihn immer gut gewesen wäre.

Dasdorf suchte daher die Gesinnungen des Vaters auszuforschen, und fand ihn sehr geneigt. — »Mein Sohn,« sagte er, »hat viel Unrecht wieder gut zu machen, und ich bin sehr zufrieden, daß er es auf diese Art thun will; nur fürchte ich, daß wir die junge Witwe nicht zur

Einwilligung vermögen werden. Wir müssen uns zuvor genau erkundigen, ob auch der Mann wirklich todt ist. Er trug Herrn Dasdorf dieses Geschäft auf, der sich zu Rosenberg begab, weil er vermuthen konnte, daß dieser die sichersten Nachrichten haben müsse. Rosenberg erzählte ihm Alles. »Er und ein gewisser Herr Groß,« hub er an, »der ehemals sein Hofmeister war — —«

»Herr Groß, sagten Sie?« — — fiel ihm Dasdorf erstaunt in die Rede. — —

»Ja,« erwiederte jener, »er und Herr Groß, welcher durch den Tod seiner Frau sehr melancholisch geworden, wollten mit ihren beiden Kindern nach Indien gehen und kamen, gleich nach dem Auslaufen des Schiffs, im Meere um.«

Dasdorf hörte die Erzählung nur halb, so sehr hatte ihn der Name Groß außer Fassung gebracht, denn er hatte Bezug auf seine eigene Geschichte; doch da er viel Gewalt über sich hatte, so faßte er sich bald wieder, und ließ sich noch alle Beweise von der Wahrheit der Sache vorlegen; hierauf eilte er zum Grafen von S**, um ihm seine eingezogene Nachricht zu hinterbringen.

Als der junge Graf dies hörte, wollte er sich unverzüglich auf den Weg machen und Louisen seine Hand anbieten. Der Vater stellte ihm aber vor: er müsse Louisen

Zeit laſſen; Eilfertigkeit könne Alles verderben, und ſelbſt der Wohlſtand erlaube ihr noch nicht einmal ihm Gehör zu geben, auch wenn ſie gern wollte.

Auf kurze Zeit ließ ſich S** durch dieſe Vorſtellungen zurück halten, doch endlich vermochte er ſeine Schweſter, den obigen Brief an Karolinen zu ſchreiben. Ihre Antwort war zwar nicht ſehr befriedigend, allein er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, weil ſie ihm doch nicht geradezu alle Hoffnung benahm.

Er lag ſeinen Vater ſehr an, Louiſen zu ſchreiben, — denn er ſelbſt hatte nicht den Muth dazu, — und wünſchte, daß Dasdorf mit dem Briefe hingeſchickt würde. Da nun der alte Graf endlich ſeinen Bitten nachgab, ſo entſchloß er ſich, Dasdorf zu begleiten, und ihn in F** mit einer günſtigen Antwort zu erwarten. Denn daß ſie ſo ausfallen würde, war ihm höchſt wahrſcheinlich; Louiſens Koketterie hatte ihm ein Recht gegeben zu glauben, daß er von ihr geliebt werde, auch wußte er kein Wort davon, mit welchem Verdacht Eſſen ſeine Frau verlaſſen hatte.

Dasdorf übernahm dieſen Auftrag nicht gern, doch durfte er es ſeinen Freunden nicht abſchlagen, und ſo reiſten die beiden unglücklichen Liebhaber mit einander ab. Der jüngere voll Furcht und Hoffnung, der ältere aber ohne eine von dieſen Leidenſchaften, denn ſein trauriges Schickſal war bereits entſchieden!

In F** ließ Dasdorf seinen jungen Freund zurück, er ging allein auf das Gut, und ließ sich bei Louisen melden, schickte ihr auch zugleich den Brief des alten Grafen von S**. Louise bat Braunau, den fremden Herrn zu empfangen, und eilte indessen, in Gesellschaft ihrer Freundin, den Brief zu lesen.

Dasdorf merkte bald, in welchem freundschaftlichen Verhältniß Braunau mit Louisen stand; er entdeckte ihm daher die Angelegenheit, in welcher er gekommen war. Braunau versprach ihm wenig Glück bei seinem Auftrage, und sagte ihm zugleich, daß Louise noch immer nicht ganz von dem Tode ihres Mannes überzeugt zu sein schiene. Dasdorf wandte Rosenberg's eigene Bekräftigung dagegen ein, fand aber, daß auch Braunau noch immer zweifelhaft blieb, theils weil ihm Morelli's Aussage nun Einmal verdächtig blieb, und theils, weil die Tante des Herrn Groß ihm gesagt hatte, sie glaube nicht, daß ihr Neffe zur See gegangen sei.

»Sie beruhigen mich durch diese Vermuthung sehr,« sagte Dasdorf. Braunau sah ihn verwundert an, und wiederholte das Wort, — »beruhigen?«

»Freilich nicht als Abgeordneter des Grafen,« fuhr Dasdorf fort, »aber in so weit es mich betrifft; denn mein Schicksal steht in einer sonderbaren Verbindung mit

dem des Herrn Groß, beſonders ſchmerzte es mich, daß ſein Kind umgekommen war.»

Braunau fand alles dies zwar befremdend, allein da Dasdorf ſich nicht näher erklärte, ſo ſchwieg er; auch rief man ſie bald darauf zum Mittagseſſen, wobei Dasdorf den Damen vorgeſtellt wurde.

Louiſe überreichte ihm eine Antwort für den alten Grafen von S**. Als er ſie frug, ob ſie ſeinem jungen Freunde Hoffnung gemacht hätte? ſo antwortete ſie mit Würde: »In dieſem Briefe iſt alles enthalten, was ich zu antworten habe, Sie werden mir alſo verzeihen, wenn ich das Geſchriebene nicht noch einmal mündlich wiederhole.»

»Verzeihen Sie, gnädige Frau,» erwiederte er, »ich frage nicht aus Neugierde, allein ich habe in der nächſten Stadt einen Reiſegefährten zurück gelaſſen, dem es wohl ſehr ſchwer werden möchte, die Entſcheidung ſeines Schickſals bis auf ſeine Ankunft in B** zu verſchieben.»

Louiſe erſchrack über dieſe Worte. »Gott! iſt der Graf ſo nahe,» rief ſie aus, »er wird doch nicht herkommen? — Ich bitte Sie recht ſehr, halten Sie ihn davon ab, — — ich kann ihn unmöglich ſehen, — und noch weniger kann ich in ſein Begehren jemals willigen,» fügte ſie in große Bewegung hinzu.

»Sie machen einen edlen jungen Mann unglücklich,« erwiederte Dasdorf, »und rauben einem edlen Vater die Hoffnung, die er auf seinen Sohn gesetzt hatte.«

»Möglich,« sagte Louise, »doch wie kann eine Unglückliche glücklich machen. — Sagen Sie Ihrem Freunde, — daß mein Karl mir auf immer unvergeßlich sei, lebend oder todt; ich werde nie aufhören ihn zu lieben, und am allerwenigsten kann ich je Ihrem Freunde etwas sein, wenn ich nicht den bittern Tadel der Welt rechtfertigen will.« — Nach diesen Worten verließ sie in großer Rührung das Zimmer.

Dasdorf hörte von Braunau's die näheren Umstände ihrer Geschichte. — »Ein von seiner Frau hintergangener Freund«, sagte Karoline, »brachte Mißtrauen in das arglose Herz des edlen Essen, sonst würde er seine Gattin nie so behandelt haben.«

»Dieser Freund verdammt so wohl als Essen eine Unschuldige,« rief Dasdorf mit Heftigkeit, wollte Gott, ich könnte die beiden Irrenden finden, um sie aus ihrem Irrthum zu reißen. — Sophie war nur unglücklich, — — aber strafbar war sie nie,« fügte er langsam und halb leise hinzu.

»Sie kennen also die Geschichte dieses leidenden Weibes?« fragte Karoline bewegt.

»Ich kannte sie und werde sie nie vergessen, und darum schmerzt es mich, daß auch der Sohn dieser Unglücklichen umkam, ich wäre ihm gern ein zweiter Vater geworden.« —— Hier hielt er einige Zeit inne, und Braunau sowohl als Karoline waren zu bescheiden, um in sein Geheimniß dringen zu wollen.

Nachdem er sich ein wenig erholt, fragte er Louisens Freunde noch einmal, ob nichts mehr für den Grafen zu hoffen sei. Er entfernte sich bald darauf, und eilte dem Wartenden die traurige Nachricht zu hinterbringen.

Der arme junge Graf ließ sich von seinem Freund alles erzählen, auch mußte er ihm beschreiben, wie Louise ausgesehen. — Er konnte sie ihm genau schildern, denn die schöne Frau mit dem leidenden Blick hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht.

Diese lebhafte Beschreibung erregte in dem Grafen den Wunsch, Louisen nur noch einmal zu sehen, ohne sich von ihr sehen zu lassen. Da Dasdorf ihn von dieser Idee nicht abbringen konnte, so mußte er endlich nachgeben; sie reisten am folgenden Morgen verkleidet ab. — Ein Bedienter, welcher Dasdorf den Tag zuvor begleitete, hatte sich durch Braunau's Leute in den Garten herum führen, und die Plätze zeigen lassen, wo die Herrschaften sich am liebsten aufhielten. Unsere Abenteurer schlichen sich um die Gartenmauer herum, bis sie an eine Stelle kamen, die etwas

verfallen war. Nicht weit davon lag ein Hügel mit Pappeln beſetzt, und dieſer Hügel war Louiſens Lieblingsplätzchen. Sie war noch nicht da, als die beiden Freunde anlangten, aber bald entdeckte ſie des Grafen ſcharfſichtiges Auge, wie ſie mit ihrer Tochter auf dem Arm eine Allee herauf kam. In ihrem Gange hatte ſie etwas langſam Feierliches, das ihre edle Geſtalt noch mehr erhob; auf ihrem Geſichte entdeckte er, als ſie näher kam, eine tiefe Schwermuth, die ihm Ehrerbietung einflößte. Er geſtand ſeinem Freunde nachher, daß er mit dem Vorſatz gekommen wäre, ſich ihr zu Füßen zu werfen und noch Einmal um ihre Liebe zu flehen; doch ihr Blick und die tiefe Melancholie, welche ihr ſchönes Geſicht umwölkte, flößten ihm zu viel Achtung ein, als daß er dieſen Schritt hätte wagen mögen. Er warf ſich ſeinem Freunde ſchluchzend in die Arme, und dieſer riß ihn ſtillſchweigend mit ſich fort. Sie reiſten bald darauf noch trauriger ab, als ſie gekommen waren — denn auch Dasdorf's Kummer war auf's neue erwacht, — und überbrachten dem alten Grafen Louiſens Brief, den ſie zwar mit Rührung geſchrieben, über deſſen Inhalt ſie aber nicht einen Augenblick zweifelhaft geweſen war. Er lautete ſo:

»Ihr Brief, verehrungswürdiger Herr Graf, hat mich ſehr bewegt, denn er ſtellte mir auf's neue die unglücklichen Folgen meiner ehemaligen Unbeſonnenheit lebhaft dar, und ich halte es für meine Pflicht, den Schleier hinweg zu zie-

hen, hinter dem man Ihnen meine Fehler verborgen zu haben scheint. Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht fähig bin, das Glück Ihres Sohnes zu gründen und die Freuden Ihrer Familie zu vermehren. — Da ich merkte, daß Ihr Sohn mich vor andern auszeichnete, so schmeichelte es meiner Eitelkeit, daß ein Mann, wie er, mich vorzog. Mein Mann, — den ich nie aufhörte zu lieben, — entdeckte mit Mißvergnügen, daß ich die Schmeicheleien des Grafen gern anhörte, er dachte zu fein, mir Vorwürfe zu machen, doch konnte er seine üble Laune nicht immer verbergen. Ich war nur Liebkosungen von ihm gewohnt, und versuchte daher, auf Anrathen einer falschen Freundin, ihn eifersüchtig zu machen, und dadurch seine ganze Liebe wieder zu erwecken. Ich gab ihm aber Gift statt Arzenei, und so vermehrte ich das Uebel, welches ich vermindern wollte. — Man brachte den Grafen verkleidet zu mir; ich ließ diese Unbesonnenheit geschehen, und flößte hierdurch dem jungen Manne die Hoffnung ein, daß ich ihn wieder liebe. Er wurde bewogen, heimlich zu mir zu kommen, dadurch wurde mein guter Name befleckt; auch dies war die Folge meiner Fehler, denn hätte ich seine ersten Freiheiten so zurück gewiesen, wie ich mußte, so würde er nie so weit gegangen sein. Wie Sie sehen, Herr Graf, so ist mein Leben ein Gewebe von Unbesonnenheiten, deren traurige Folgen ich nie genug beklagen kann, und die ich nun mit Recht empfinde. Sie lehrten mich durch Ihren Brief noch Eine kennen, die ich nicht erwartete; denn nie fiel es mir

ein, daß die Neigung des Grafen für mich ihn einſt unglücklich machen könne. Doch da es mir ſein ehrwürdiger Vater ſagt, ſo muß ich es leider glauben, und bin doch ſo wenig fähig, es zu verhindern. — Man ſagt mir zwar, mein theurer Gatte habe ſeinen Tod in den Wellen gefunden; ob es wahr iſt, weiß ich nicht, doch daß er in meinem Herzen noch lebt, und darin ewig leben wird, kann ich Sie heilig verſichern! — Ich bin nun nicht mehr fähig irgend ein Glück zu genießen, als dasjenige, was mir mein unſchuldiges Kind gewährt, und auch nur für dieſes werde ich mich zu erhalten ſuchen. Mein einziges Beſtreben wird von nun an dahin gerichtet ſein, durch eine gute Erziehung das Glück der Tochter zu gründen, da ich das ihres Vaters zerſtört habe. Das Gewühl der großen Welt, wo vielleicht mein Leichtſinn wieder erwachte, würde die Erfüllung dieſer Pflicht ſehr erſchweren. — Auch wäre es Hochverrath gegen das Andenken meines Mannes, wenn ich durch dieſe Heirath die Verleumdungen bekräftigte, welche man wider mich erſann; ich möchte meinen Gatten nicht noch im Grabe beleidigen, indem ich einem Manne meine Hand reichte, der ihm das Leben verbitterte.»

»Was Ihren Herrn Sohn betrifft, ſo hoffe ich, daß bei ſeiner Jugend die unglückliche Leidenſchaft, die er zu mir hegt, bald verfliegen wird; das Beiſpiel ſeines Vaters wird ihm lehren, ein rechtſchaffener Mann zu ſein, und dann kann er immer noch das Glück genießen, was ich

ihm von Herzen wünſche, auf welches ich ſelbſt aber für immer Verzicht thue.» — — —

Der alte Graf hatte Louiſen bis jetzt nur für eine hübſche, gute, aber auch ſehr leichtſinnige Frau gehalten, die keiner ernſthaften Ueberlegung fähig ſei; er wußte nicht, daß Unglück und Kummer ſie erſt zu dem gemacht hatten, was ſie jetzt war. Er faßte Hochachtung für ſie, und wünſchte, daß ſie einſt noch die Hand ſeines Sohnes annehmen möchte, ſo wie er im Gegentheil es gewiß für einen Mangel an Delikateſſe würde ausgelegt haben, wenn ſie es gleich gethan hätte.

Der Sohn war außer ſich über ſeinen fehlgeſchlagenen Verſuch. Der Vater tröſtete ihn durch Hoffnung in die Zukunft. Um dieſer Hoffnung einigen Grund zu geben, ſollte die Frau von A** eine Korreſpondenz mit Louiſen unterhalten. — Sie ſchrieb ihr auch bald nach der Zurückkunft ihres Bruders, ſie ſagte ihr, wie unglücklich ſie dieſen jungen Mann gemacht, und bat, ihm wenigſtens ihre Freundſchaft zu ſchenken, wenn ſie ihm auch ihre Liebe nicht widmen könne oder wolle.

Louiſe antwortete in allgemeinen höflichen Ausdrücken, bat aber zugleich die Frau von A**, ihr nicht eher wieder zu ſchreiben, bis ſie ihr Nachricht gegeben hätte, wo ihre Briefe ſie treffen würden, denn ſie ginge mit dem Vorſatz um, eine Reiſe zu machen, von der ſie ſobald nicht wieder

zurückkehren würde. — Dieser Brief betrübte die Familie sehr, denn sie sahen wohl, daß Louisens Reise nur ein Vorwand sei, um die Korrespondenz abzubrechen.

Der Graf suchte seinen Sohn zu zerstreuen, so viel möglich; allein er konnte den tiefen Eindruck nicht auslöschen, den Louise noch zuletzt auf sein Herz gemacht hatte; diese edle Gestalt schwebte ihm beständig vor Augen, wie sie das schöne Kind, das ganz ihr Ebenbild zu werden versprach, an ihre Brust drückte. — Da der Vater sah, daß nichts fähig war, seinen Sohn aufzuheitern, so entschloß er sich, ihm mit nach Italien zu nehmen, wohin er jetzt als Gesandter geschickt wurde; er hielt es für besser, ihn immer unter Augen zu haben. — Auch Dasdorf ging wieder mit ihm, zwar auch mit schwermüthigem Herzen, doch trug er seinen Kummer mehr als Mann. Der Graf urtheilte sehr richtig, daß die Gesellschaft dieses Mannes seinem Sohne vortheilhafter sein würde, als ihm vielleicht der Umgang junger munterer Leute ohne Mitgefühl gewesen wäre.

Meinen scharfsinnigen Leserinnen brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß Dasdorf, Sophiens Vetter, und also der nämliche Mann war, über den Groß eifersüchtig wurde. — Er liebte Sophien, ohne zu wissen, daß sie nicht frei mehr sei, und als er erfuhr, daß sie die Gattin eines andern geworden, so trat er diesem seinen Dienst ab, in

der Absicht, sie glücklich zu machen, da er selbst es nicht mehr sein konnte. Er schied von Sophien und wollte nach Indien gehen; es traf sich aber, daß er in Holland den Grafen von S** kennen lernte; sie verstanden einander bald und schätzten sich gegenseitig, so daß Dasdorf sich endlich entschloß, bei ihm zu bleiben; denn er fand es unmännlich, wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung seinen Mitmenschen die Dienste zu versagen, die er zu leisten Kräfte genug besaß. Der gewohnte Kummer nagte aber immer an seinem Herzen, er wurde nie ganz heiter, doch überließ er sich auch nie der Verzweiflung. Ein solcher Freund war am geschicktesten, den jungen Grafen zu verhindern, daß er nicht in unthätige Schwermuth versank, und der alte Graf zeigte in dieser Wahl eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens.

Nach ihres Bruders Abreise machte Frau von A** noch einmal den Versuch, an Louisen zu schreiben, erhielt aber keine Antwort. Nur nach einiger Zeit schrieb ihr der Pastor Faber, »daß die Frau von Essen auf einer Reise, die sie unternommen, gestorben wäre.«

Noch an dem nämlichen Tage, als Graf S** Louisen im Garten gesehen hatte, erfuhr man auf dem Schloß, daß Dasdorf mit einem hübschen jungen Mann um die Mauern des Gartens geschlichen sei. Louise vermuthete gleich, daß der junge Mann kein anderer, als der Graf

geweſen, und als Frau von A** in ihrem Briefe zu verſtehen gab, daß ihr Bruder ſie geſehen, ſo wurde ihr dieſe Vermuthung zur Gewißheit. Aus Furcht nun, daß ſie noch öfter mit Anträgen des Grafen und ſeiner Familie möchte beläſtigt werden, ſo entſchloß ſie ſich, unter einem fremden Namen mit Braunau's nach Schleſien zu gehen. Da man dort von ihr und ihrer Familie nichts wußte, ſo nahm ſie ihren Geſchlechtsnamen wieder an, und gab ſich für die Witwe eines Predigers aus Weſtphalen aus, die Karolinen zur Geſellſchaft mit gegangen ſei. Als ſie durch Fabern den zweiten Brief der Frau von A** erhielt, gab ſie dieſem den Auftrag, ſie für todt auszugeben, und um dies noch wahrſcheinlicher zu machen, lies ſie ihr Gut verkaufen. Da nun auch kurz darauf Braunau Fabern zu der erledigten ſehr einträglichen Predigersſtelle auf ſeinen Gütern berief, ſo hörten alle Verbindungen auf, die Louiſe bisher in dieſen Gegenden gehabt hatte. Hiezu kam noch, daß das Gut in kurzer Zeit verſchiedene neue Beſitzer erhielt, wovon die letztern nichts mehr von Louiſen wußten, als was ſie durch die Einwohner des Dorfes erfuhren, und auch dieſe hielten ihre ehemalige Herrſchaft für todt, ſo daß es jetzt faſt ganz unmöglich wurde, Louiſen auf dieſem Wege auszuforſchen.

In Wallau hatte man keinen Verdacht, daß Louiſe nicht diejenige ſei, für die ſie ſich ausgab, denn ſie machte auch aus ihrem Reichthume ein Geheimniß; ſie kleidete ſich und

ihre kleine Karoline zwar sehr reinlich, aber äußerst einfach, und die Wohlthaten, welche sie häufig austheilte, gingen alle unter Braunau's Namen. Sie nannte sich selbst die Almosenpflegerin der Madame Braunau, und wußte sich, besser als man es hätte erwarten sollen, in diese ihre neue Lage zu finden.

Diese Rolle spielte sie theils in der Absicht, weniger Aufmerksamkeit zu erregen, — denn sie wußte wohl, daß großer Reichthum mehr, als alle andere Vorzüge, die Augen der Welt auf sich ziehe, — theils aber auch, und hauptsächlich wegen ihrer Tochter. Sie hatte die Erfahrung gemacht, wie nachtheilig es ihr selbst gewesen, daß sie mit großen Erwartungen erzogen wurde.

Die kleine Karoline ließ hoffen, einst ein sehr schönes Mädchen zu werden. Als sie heran wuchs, entwickelten sich auch ihre Talente und Geistesvollkommenheiten; von Natur besaß sie viel Lebhaftigkeit, doch gemildert durch die Art, wie sie von ihrer Mutter erzogen wurde. Louise machte sich mit Braunau's und ihrer Freundin Hilfe einen Plan, wie sie dies theure Kind besonders vor den Fehlern hüten wolle, in die sie einst selbst verfallen war. Sie behandelte sie zwar mit vieler Liebe, doch ohne ihr das Geringste nachzusehen, noch ihr, wie einst ihr eigener Vater that, bei jeder kleinen Vollkommenheit, die sie blicken ließ, Schmeicheleien zu sagen. Sie gewöhnte sie zum frühzeitigen Nach-

denken und Ueberlegen. So oft das lebhafte Kind eine raſche Handlung begangen hatte, kam es zu ſeiner Mutter und wollte mit deren Hilfe unterſuchen, ob es Recht oder Unrecht gethan habe? Louiſe ſetzte ihr dann die ganze Handlung auseinander und ließ ſie ſelbſt urtheilen; fand es ſich dann, daß die Kleine gefehlt hatte, ſo war dies liebenswürdige Geſchöpf ſehr bekümmert, daß es dieſe Ueberlegung nicht vorher angeſtellt. Louiſe ſah dieſen Kummer mit Vergnügen, denn, ſagte ſie oft zu ihrer Freundin, er erſpart ihr gewiß manche bittere Reue in der Zukunft, und ſo bereite ich mir vielleicht durch dieſes liebenswürdige Geſchöpf ein frohes Alter.

Karoline war ſehr erfreut zu bemerken, daß ihre Freundin anfing, mit etwas heitererm Blick in die Zukunft zu ſehen. In den erſten Jahren nach ihrem Unglück hatte Louiſe nie aufgehört ſich ingeheim den Tod zu wünſchen; ſie ſagte zwar ſich ſelbſt und andern oft, daß ihre Tochter ſie an das Leben knüpfe, allein ſie glaubte nicht, daß ſie fähig ſein würde, für ihre Tochter etwas zu thun, ſo umwölkt war ihr Geiſt. Doch die Zeit, die ſchon ſo manchen Kummer linderte, that auch bei Louiſen die gewohnte Wirkung; ſie wurde unvermerkt ruhiger; das Unglück hatte ſie gebeſſert, aber ihre Kraft nicht zerſtört; ihr lebhafter Geiſt verlangte Beſchäftigung; ſie widmete ſich nicht allein der Erziehung ihrer Tochter, ſondern ſie kam auch Karolinen und Henrietten zu Hilfe, die wegen ihren zahlreichen

Familien nicht so viel Aufmerksamkeit auf ihre älteren Töchter verwenden konnten, als sie wünschten, und es daher Louisen sehr verdankten, daß sie ihnen dieses Geschäft erleichtern wollte. Louise sah nun ein, wie nützlich sie ihren Freunden wurde; sie bekam wieder mehr Selbstgefühl und ihre innere Ruhe wuchs von Tag zu Tage. Sie dachte zwar noch oft mit Schmerzen an ihren Mann und Sohn, die sie nun gewiß für todt hielt, doch waren diese Erinnerungen mit mehr Ergebung in den Willen der Vorsicht verbunden, als in den ersten Jahren ihrer Trauer.

Sie lebte in Wallau unter ihren Freunden in einem angenehmen Familienzirkel, und wurde von ihnen und der ganzen Nachbarschaft sehr geachtet. — Braunau und seine Frau gingen zuweilen nach Breslau und in die benachbarten Städte, allein dahin wollte sie ihre Freunde nie begleiten, theils weil sie fürchtete, dadurch erkannt zu werden, und dann auch, weil sie jetzt die große Welt in eben den Grad scheute, als sie solche ehedem geliebt hatte; auch wollte sie nie ihrer Tochter erlauben, die kleine Emilie dorthin zu begleiten. »Emilie,« sagte sie ihr, »kann die große Welt kennen lernen, denn sie ist vielleicht bestimmt, einst darin zu leben; meine geringen Vermögensumstände erfordern aber, dich, mein liebes Kind, ganz einfach zu erziehen; dein Herz und deinen Geist will ich ausbilden, aber deinen Kopf nicht mit Dingen anfüllen, die in dir verwildern könnten. Du bist noch zu jung und ohne Erfahrung,

dieſe Dinge im rechten Licht zu ſehen, und zu lebhaft, daß du nicht dafür eingenommen werden ſollteſt. Die Bekanntſchaft mit den ſtädtiſchen Vergnügungen würde dir deine jetzige Lage verbittern; es iſt alſo am beſten, du lernſt das nicht kennen, was du nicht genießen darfſt.»

Die kleine Karoline ließ ſich das ganz gern gefallen, zumal da ihre Freundin Emilie nicht ſehr an den Vergnügungen der Stadt hing, ſondern allezeit mit Freuden nach Wallau zu ihren jungen Geſpielinnen zurück kehrte; auch würden Braunau's ihre Tochter nicht ſo oft nach Breslau geführt haben, hätten ſie es nicht der Kriegsräthin Soden zu Gefallen gethan. Dieſe war, da ſie ſelbſt keine Kinder hatte, in die ſämmtlichen Wallauiſchen Kinder ſo verliebt, daß ſie alle gern immer um ſich gehabt hätte; ſie bat daher Braunau's, jedesmal bei ihren Beſuchen wenigſtens einige der Kinder mitzubringen, auch verlebte ſie oft ganze Monate bei ihrem Bruder, wenn ihr Mann in Geſchäften abweſend war; die Kinder liebten ſie ſehr, und es waren ihre froheſten Tage, die ſie in dieſem Zirkel verlebte.

Uebrigens war es nicht Louiſens Meinung, ihre Tochter beſtändig in dieſer Unwiſſenheit über ihre Lage zu laſſen; ſie wollte ihrem jugendlichen Herzen nur erſt die Feſtigkeit beibringen, durch die ſie ſich vor den Klippen hüten könnte, die ihrer vielleicht in der großen Welt drohten. Dann erſt, wenn ſie ihre Tochter fähig hielte, dieſe Vorzüge mit Gleich-

giltigkeit anſehen zu können, — ſollte ſie erfahren, daß ſie eins der reichſten Mädchen in der Gegend war. — Durch den Fleiß, welchen ſie auf die Erziehung ihrer Tochter wandte, trug ſie noch ſehr viel zu der Ausbildung ihres eigenen Geiſtes bei, und wäre ſie jetzt, — nach zwölf Jahren, — in dem Zirkel ihrer ehemaligen Bekannten zu B** erſchienen, ſo würde man zwar ihre Geſtalt bald wieder erkannt haben, denn ſie war noch immer die ſchöne Frau von ehemals — aber in ihrer Denkungsart und ihrem Betragen hätte man ſie nicht wieder gefunden. Jetzt erſt war ſie ihrer Mutter würdig; ſie lebte nur um andere glücklich zu machen, da ſie es ſelbſt nicht ſein konnte; oft gedachte ſie ihres Mannes mit dem wehmüthigen Ausruf: O Karl! wie glücklich wollte ich dich nun machen!

Doch es iſt wohl Zeit, daß wir endlich wieder zu den unglücklichen Freunden zurückkehren, und ſie auf der Reiſe nach der Schweiz begleiten. Sie gingen über Ulm und Eslingen nach Konſtanz. Hier nahmen ſie ſich vor, einige Tage auszuruhen, denn mit den kleinen Kindern konnten ſie nicht ununterbrochen fort reiſen. — Eſſen hatte bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, viel über ſich und ſein Schickſal nachzudenken, da er aber hier einige Ruhe genoß, ſo ſtellte er oft Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft an; beide konnten nicht anders als traurig ausfallen. Oft machte er ſich Vorwürfe, ſeine Frau zu ſchnell verurtheilt zu haben; doch ſein Freund Groß wußte ihm immer ſolche

Gründe entgegen zu ſtellen, daß er bald wieder auf ſeiner erſten Meinung beharrte.

Von Konſtanz aus machten ſie verſchiedene Reiſen nach den Inſeln des Bodenſees; ſo traurig ſie auch waren, ſo wurden ſie doch von der hohen ſchönen Natur, die längſt den Ufern des Sees ſo hinreißend iſt, gezwungen, ſich einen Augenblick zu vergeſſen. — »Wie ſchön, o Gott, iſt deine Welt!« rief Eſſen. — »Ach warum müſſen doch die Menſchen in ihr ſo ſchlecht ſein,« ſetzte der trübe Groß hinzu. — »Sind ſie es wirklich ſo ſehr als wir glauben?« erwiederte jener, deſſen jugendliches Herz durch die herrlichen Naturſcenen erheitert wurde. — »Nachdem Sophie fehlen konnte, ſo traue ich keinem Weibe mehr,« murmelte Groß.

Die Gemüthsart des letztern verfinſterte ſich immer mehr und mehr; er hatte ſchon vorher von Natur einen ſtarken Hang zur Melancholie. Durch dieſe Stimmung ſeines Freundes wurde Eſſen auch weit unglücklicher, als er außerdem geweſen wäre, denn ſein ehemaliger Lehrer hatte noch immer viel Gewalt über ſein Gemüth; er hatte ſich längſt gewöhnt, beinahe blindlings der Meinung dieſes Mannes zu folgen. Ohne die Unglücksfälle, die Groß betrafen, hätte er auch manches nicht ſo ſcharf genommen; er war ein ſehr rechtſchaffener Mann, allein jetzt nagte der Gram an ſeinem Innern und zerſtörte ſogar ſeine Geſund-

heit. Essen bemerkte es mit Bekümmerniß, und er selbst hoffte den Tod; zwar liebte er sein Kind innigst, doch überzeugt, daß Essen sich auch nach seinem Tode des Kindes annehmen würde, freute er sich seiner abnehmenden Kräfte, und glaubte seinen Tod weit näher als er wirklich war, — denn der Gram ist kein schnell zerstörendes, sondern ein langsam nagendes Gift.

Als unsere Freunde die Insel Meinau besuchten, fanden sie ihre Lage so angenehm, daß sie beschlossen, sich daselbst für's erste niederzulassen. — »Hier lassen Sie mich begraben,« sagte Groß zu Essen, »und dann gehen Sie mit unsern Kindern nach Lausanne oder sonst an einen Ort, wo Sie ihnen eine gute Erziehung geben können, aber ehe Sie die Kinder in die Welt gehen lassen, so erzählen Sie ihnen die Geschichten ihrer Väter, damit sie an unserm Beispiel die Klippen vermeiden lernen, an denen unser Glück scheiterte.«

Essen fing bald an, sich mit dem Unterricht des kleinen Groß zu beschäftigen, welcher einige Jahre älter war, als sein eigener Sohn; hierdurch zerstreute er nach und nach seinen Kummer. Heinrich, so hieß der kleine Groß, — war von sehr sanftem Charakter, eben so fleißig als gelehrig; der kleine Essen hingegen, war ein wilder, lebhafter Junge; aber ungeachtet der Verschiedenheit der Gemüthsarten waren die beiden Knaben, da sie älter wurden, die

beſten Freunde, und Eſſen machte es ſich zum Geſetz, auf jeden von ihnen die Art von Sorgfalt zu verwenden, die ihre Gemüther erforderten.

Eines Tages als Heinrich ſieben, und Karl fünf Jahr alt waren, ſpielten die beiden Knaben an einem Bache, dem Gaſthof gegenüber. Der kleine Karl fiel hinein und Heinrich ſprang ihm nach und wollte ihn wieder heraus ziehen, allein ſeine Kräfte ſtimmten nicht mit ſeinem guten Willen überein, und wahrſcheinlich wären beide Kinder ertrunken, wenn nicht zwei fremde Damen, die aus den Fenſtern des Gaſthofs lange den Spielen dieſer beiden ſchönen Knaben zugeſehen hatten, ihnen ihre Leute zu Hilfe geſchickt hätten.

Man brachte die Knaben auf das Zimmer der Damen, und beſchäftigte ſich ſie zu trocknen, denn da ſie ſehr bald wieder herausgezogen wurden, ſo hatten ſie, außer dem Schrecken, weiter keinen Schaden genommen.

Als die Knaben ſich erholt hatten, wollten ſie wieder gehen. Allein eine der Damen ſagte zu ihnen: »Ihr müßt ſo lange bleiben, bis eure Kleider getrocknet ſind, damit eure Mutter nicht in Schrecken geräth, wenn ſie euch ſo naß ankommen ſieht.«

»Wir haben keine Mutter,« verſetzte Karl, »wir haben nur zwei Väter.«

»Ihr ſeid alſo keine Brüder?«

»O ja,« ſagte der kleine Karl ſchnell, »Bruder Heinrich's Vater iſt auch mein Vater, und mein Vater iſt auch der ſeinige.«

Heinrich, der ſich ſchon klüger dünkte als Karl, glaubte den Damen dieſes Räthſel erklären zu müſſen und ſagte ihnen: »Jeder von uns hat ſeinen eigenen Vater, wir haben aber einander ſo lieb, daß keiner von uns etwas für ſich allein haben mag, und da haben wir denn auch unſere Väter gemeinſchaftlich.« — — »Und der alte Friedrich,« fiel ihm der kleine Eſſen in die Rede, »will auch unſer Vater ſein, wir haben ihn wohl recht lieb, doch nicht ſo lieb, wie Vater Groß und Vater Eſſen.«

»Vater Groß!« riefen beide Damen zugleich mit Verwunderung?

»Ja, Vater Groß und Vater Eſſen,« ſetzte Heinrich bekräftigend hinzu.

Die Damen blickten einander mit Erſtaunen an, und eine frug ſchnell: »Seid ihr hier geboren, ihr lieben Kleinen?« »Nein,« ſagte Heinrich, »es iſt zwar ſchon lange, lange her, aber ich weiß noch recht gut, wie ich bei der Tante war, und wie hernach Karl mit ſeiner Wärterin kam, er war noch ganz klein, und konnte noch nicht ordentlich ſprechen, aber ich hatte ihn gleich recht lieb, und

die Tante auch; dann kamen unſere Väter und holten uns von der Tante weg, da machten wir eine weite, weite Reiſe, bis wir endlich hieher kamen, wo es uns dann ſo wohl gefiel, daß wir hier geblieben ſind.“

Eine der Damen rief, die Augen voll Thränen: »O Gott! alles trifft zu; dieſer liebe Kleine iſt der Sohn meiner Schweſter Sophie. — — Geſchwind hole mir deinen Vater her,“ ſagte ſie zu Heinrich, indem ſie ihn mit Küßen überhäufte.

Heinrich lief und eilte den Befehl der freundlichen Dame zu erfüllen; Karl folgte ihm nach.

Man wird ſich erinnern, daß Sophiens Schweſter mit einer Dame in Italien war, als Groß das Unglück hatte, ſeine Frau zu verlieren. Da ihr Vater ſtarb, und man ſah, wie ſchlecht es mit ſeinem hinterlaſſenen Vermögen ſtand, ſo ergriff ſeine älteſte Tochter Johanne die Gelegenheit, welche ſich ihr darbot, bei einer adelichen Dame in Dienſte zu treten, die auf der Reiſe ihre Jungfer verloren hatte. Sie war ein ſehr verdienſtvolles Mädchen, und hatte Gelegenheit, ihrer Dame bei einer ſchweren Krankheit, die ſie in Italien befiel, ſo weſentliche Dienſte zu erweiſen, daß dieſe ſie nun nicht mehr wie ihre Kammerjungfer, ſondern mehr als ihre Freundin behandelte. — Die Gräfin B** war mit Johannens Familiengeſchichte genau bekannt, und die beiden Freundinnen waren vor

nicht langer Zeit bei Johannens Tante geweſen, von der ſie die näheren Umſtände von Sophiens Tode und Groſſens Abreiſe erfahren hatten. Die Gräfin, die wegen ihrer ſchwächlichen Geſundheit nach Italien zurück kehrte, beſuchte auch auf ihrer Reiſe die Inſeln des Bodenſees, woraus dann erfolgte, was wir eben erzählt haben.

Als die Knaben zu ihren Vätern kamen, und ihnen die Wünſche der Damen bekannt machten, ſo bezeigte Groß nicht die mindeſte Luſt, zu ihnen zu gehen. Eſſen hingegen war ſehr begierig zu wiſſen, wer ſie wären. — Es regte ſich in ihm der Wunſch, daß es Louiſe und Karoline ſein möchten, und daß erſtere fähig wäre, ſich zu rechtfertigen. Doch ohne dieſen Wunſch laut werden zu laſſen, entſchloß er ſich allein hinzugehen, da Groß nicht wollte.

Die Knaben führten ihn, und beim Eintreten in das Zimmer, ſagte Karl: »Hier bringen wir Vater Eſſen, Vater Groß wollte nicht kommen.« — Eſſen gerieth in Verlegenheit, noch mehr aber darüber, daß er ſich bei zwei, ihm ganz fremden Damen befand.

»Es iſt gut,« ſagte die Gräfin zu dem Kinde, »daß du uns einen deiner Väter bringſt, doch war es eigentlich der Vater Groß, den meine Freundin zu ſprechen wünſchte.«

Eſſen entſchuldigte ſeinen Freund mit der tiefen Melancholie, die ihn beherrſche, und die ihn hindere, zu jemand zu gehen.

»Ich muß Ihren Freund ſprechen,« rief Johanne, »und ſollte ich ihn in dem verborgenſten Winkel aufſuchen. Sagen Sie ihm nur: ich hätte einen Auftrag von ſeiner unglücklichen Sophie an ihn. — — Sagen Sie ihm, es ſei die Schweſter ſeiner Sophie, die ihn zu ſprechen wünſche.«

Eſſen äußerte einige Beſorgniſſe darüber, daß ihr Anblick die Schwermuth ſeines Freundes nur vermehren würde.

»Es kann ſein,« erwiederte Johanne, »allein ich bin es meiner Schweſter ſchuldig, daß ich ihn aufſuche, um dieſes unglückliche Weib in ſeinen Augen anders, als er glaubt, darzuſtellen, wenigſtens ſie einigermaßen zu rechtfertigen. — Sie iſt vielleicht ſtrafbar, aber gewiß nicht ſo ſehr als er es denkt.«

Da Eſſen dies hörte, ſo verſprach er ihr unverzüglich ſeinen Freund mitzubringen. — Die Gräfin bat, daß er ſeine Kinder bei ihr laſſen möchte, denn die unſchuldigen Geſchöpfe machten ihr viel Freude.

So bald Groß erfuhr, daß die Schweſter ſeiner Sophie ihn zu ſprechen wünſche, ſo begleitete er ſeinen Freund in großer Bewegung, und der Anblick dieſes Mädchens — die er einſt in glücklichern Tagen gekannt hatte, rührte ihn noch mehr. Sprachlos ſtand er vor ihr; auch Johanne

war sehr bewegt; sie las den tiefen Gram in seinen hohlen Augen, und sein finsterer Blick sagte ihr, was in seiner Seele vorging.

Johanne ermannte sich zuerst und sagte zu Groß: »Kommen Sie, armer Mann, und lassen Sie uns mit einander eine Freundin beweinen, die aus übelverstandener Delikatesse unglücklich wurde und Sie unglücklich machte.«

Groß sah Johannen bei diesen Worten verwundert an und sagte endlich: »Sie wissen also mehr von Sophiens Geschichte? denn das was ich davon weiß, zeigt leider nicht von zu vieler Delikatesse.«

Da die Gräfin merkte, daß es zu einer Erklärung kam, so bat sie Essen, mit ihr und den Kindern in ein anderes Zimmer zu gehen, denn sie wußte nicht, welchen Antheil die beiden Freunde an einander nahmen, auch hielt sie nicht für gut, daß die Kinder diese Erzählung mit anhörten.

Sobald Johanne mit ihrem Schwager allein war, sagte sie ihm, daß sie ihm verschiedene Briefe von ihrer Schwester geben wolle, aus denen er sehen könne, wie viel dies arme Weib gelitten! Zuvor aber, fügte sie hinzu, muß ich Ihnen einige Dinge erzählen, die Ihnen zur Erläuterung nothwendig sind. — »Sie wissen, daß mein Va-

ter zur Belohnung eines, nicht zu vergeltenden Dienſtes, Ihrem Vater verſprach, Ihnen meine Schweſter mit einem anſehnlichen Theil ſeines Vermögens zur Frau zu geben. Ein Verſprechen, das Eltern nie, wenigſtens nicht unbedingt thun ſollten, denn ſie können nicht wiſſen, ob die Neigungen der Kinder auch einſt damit übereinſtimmen werden.»

Sie war ein ſanftes, nachgiebiges Geſchöpf, die gern den Willen ihrer Eltern befolgte, da nichts ſie verleitete, ihm entgegen zu handeln; ſie ſchätzte Sie, da ſie heran wuchs, als ihren Freund, und war dankbar gegen Ihre Liebe. Sie, unſere Eltern, und Sophie ſelbſt, hielten dieſe Gefühle für Gegenliebe, allein ſie täuſchten ſich, und ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, was meine Schweſter oft zu mir ſagte, wenn ſie in Romanen oder Gedichten eine Beſchreibung feuriger Liebe las: So etwas empfand ich noch nie, rief ſie aus, und doch liebe ich meinen Heinrich gewiß ſo ſehr ich kann.— — Oft weiß ich, daß dieſe ſanfte Seele ſich Vorwürfe machte, wenn ſie Ihre lebhaften Briefe nicht mit dem nämlichen Feuer beantworten konnte, doch wir entſchuldigten das immer mit ihrer ſanften Gemüthsart. Unſere Eltern ſtarben, und unſere Umſtände wurden, — was Ihnen ſelbſt bekannt iſt. — Eine Verwandte von uns, die mit meinem Vater Geſchwiſterkind war, lud uns ein, auf einige Tage zu ihr zu kommen, ſie hoffte uns zu zerſtreuen; wir nahmen die Einladung an,

und verlebten einige ziemlich heitere Tage bei ihr. Auf unſerer Rückreiſe hatten wir in dem Wirthshauſe, wo wir zu Mittag aßen, Verdruß mit unſerm Fuhrmann; ein Reiſender, der dies hörte, kam aus der Wirthsſtube, und hatte das Verdienſt, ſich der beiden Mädchen anzunehmen; er ſchlichtete gar bald den Streit, und wir aßen hierauf mit einander zu Mittag, wo ich denn bald bemerkte, daß er ſehr vielen Antheil an meiner Schweſter nahm. Als ich ſie hernach damit neckte, gerieth ſie in große Verlegenheit und wurde roth, ſo oft ich von ihm ſprach. Ich warf ihr das vor und ſie geſtand, daß ſie faſt befürchte, mehr Theil an dieſem Fremden zu nehmen, als ſie bei ihrem Heinrich verantworten könne. — Ich ſcherzte mit ihr darüber, und ſie erwähnte ſeiner nicht mehr. Wahrſcheinlich würde der Eindruck auch bald verflogen ſein, wenn ſie ihn nie wieder geſehen hätte.

Dieſer Fremde war Herr Dasdorf, ein Bruder von der Verwandtin, bei welcher wir eben geweſen waren; er beſuchte ſeine Schweſter, und da er zu ihr kam, konnte er nicht aufhören, ihr von dem ſchönen Mädchen zu erzählen, das er auf dem Wege angetroffen hätte. Sie merkte bald, wen er meinte, und nahm ſich heimlich vor, ſie auf's neue einzuladen, und ihn mit der Geſellſchaft meiner Schweſter zu überraſchen. — Sie bedachte nicht, welches Uebel ſie dadurch anrichten würde; ich lernte indeſſen die Gräfin von B** kennen, und ging mit ihr auf Rei-

ſen, meine Schweſter aber brachte wieder einen Monat bei unſerer Verwandtin zu.

Da ich mit der Gräfin noch in der Nähe war, ſchrieb ſie mir einige Tage nach ihrer Ankunft Folgendes: »Du wirſt dich ſehr wundern, geliebte Schweſter! wenn ich dir ſage, wen ich bei unſerer Baſe angetroffen habe. Als ich ankam, ſtellte ſie mir ihren Bruder vor, und du kannſt dir meine Beſtürzung denken, als ich in ihm den jungen Mann erkannte, welcher ſich auf unſerer Rückreiſe ſo edelmüthig unſerer annahm. — Er freute ſich ſehr, wie er mir ſagte, in der ſchönen Unbekannten einer Verwandtin gedient zu haben, — überhaupt iſt er ein ſehr artiger Mann, und es würde mir Vergnügen machen, mich recht oft mit ihm zu unterhalten, wenn ich nicht fürchtete, daß dieſes Vergnügen ein Eingriff in die Rechte meines Heinrichs wäre.«

Es war mir nicht ganz lieb, daß meine Schweſter wieder in die Geſellſchaft dieſes intereſſanten Fremden kam, und ich rieth ihr in meiner Antwort, auf ihrer Hut zu ſein; doch ehe ſie meinen Brief haben konnte, erhielt ich ſchon wieder folgenden von ihr:

»Es thut mir ſehr leid, geliebte Schweſter! daß du jetzt nicht mehr bei uns biſt, denn ich finde diesmal den hieſigen Aufenthalt weit angenehmer, als das erſte Mal. Hiezu trägt unſtreitig die Gegenwart des Herrn Dasdorf

viel bei; er iſt ein ſehr gebildeter und äußerſt angenehmer Mann; wäre ich noch frei, ſo könnte er mir, wie ich glaube, gefährlich werden, doch ſo ſchützt das Andenken an meinen edlen Heinrich mein Herz vor allen andern Eindrücken. — Ich glaube nicht, daß es meine Pflicht erfordert, den Umgang dieſes Mannes zu fliehen, da ich das Vergnügen, welches ich darin finde, für ganz unſchuldig halte. — Er beträgt ſich ſehr artig gegen mich, doch iſt ihm meine Lage wahrſcheinlich nicht unbekannt, und ich darf daher nicht beſorgen, daß er je einer Neigung zu mir Gehör geben würde, die ich nie erwiedern kann. — Oft wenn ich an ſeiner Seite, und unter freundſchaftlichen Geſprächen, die Gärten unſerer Baſe durchwanderte, konnte ich mich kaum zurück halten, — wenn er etwa ſehr herzlich wurde, — ihm zu ſagen, daß ich Braut bin; doch iſt immer ein Etwas in mir, das mir dieſe Aeußerung erſchwert. — Er ſpricht mir nur von Freundſchaft, und wenn ich ihm nun ohne weitere Veranlaſſung meine Verhältniſſe entdecken wollte, könnte er mich für ſo eitel halten, daß ich ſeine Freundſchaft für Liebe nähme! Zudem habe ich alle Urſache zu glauben, daß ſeine Schweſter ihn mit meiner Lage bekannt gemacht hat.» —

Doch die Schweſter hatte das nicht gethan, ſondern leiſtete dieſer aufkeimenden Neigung allen möglichen Vorſchub; ſie glaubte, daß Ihnen, nach dem Verluſt unſers väterlichen Vermögens, an der Hand meiner Schweſter

nicht ſo viel mehr liegen würde; ſie gehörte zu denjenigen Perſonen, die Reichthum für ein nöthiges Erforderniß der menſchlichen Glückſeligkeit halten. — Ihr Bruder, der ſelbſt reich war, könnte, wie ſie meinte, ſchon eher eine Frau aus Neigung heirathen. — Auf meinen erſten Brief erhielt ich nun folgende Antwort von meiner Schweſter:

»Ich danke dir für dein warnendes Schreiben, meine Liebe, und ob ich gleich nicht glaube, daß der Umgang des Herrn Dasdorf für mein Herz ſo gefährlich werden könnte, ſo will ich doch deinem Rath folgen und ihn fliehen. — Schon einige Mal wollte ich der Baſe ſagen, daß ich ſie verlaſſen müſſe, doch die Furcht, daß ſie mich um die Urſache meiner Abreiſe fragen möchte, hielt mich zurück; auch ſcheint es mir undankbar, ihre und ihres Bruders Höflichkeit auf dieſe Art zu vergelten, denn ſie ſind beide ſo gütig, einigen Werth auf meine Geſellſchaft zu ſetzen; doch von nun an will ich deiner beſſeren Einſicht folgen, und noch dieſen Abend der guten Baſe meinen Vorſatz bekannt machen, übermorgen abzureiſen.« — —

Bald darauf ſchrieb ſie aber: »Deine Ahnungen, meine liebe Schweſter! ſind eingetroffen! Dasdorf liebt mich, und ich fürchte nur zu ſehr, daß auch ich mehr für ihn fühle als ich ſoll; doch ich will dir alles erzählen. — Noch denſelben Abend, als ich dir ſchrieb, bat ich die Baſe um Laubniß ſie verlaſſen zu dürfen. Sie wollte die Urſache

meiner ſchnellen Abreiſe wiſſen, und da ich ihr keine wichtige angeben konnte, ſo drang ſie ſehr in mich, noch länger zu bleiben. Mein Bruder findet ſo viel Geſchmack an deiner Geſellſchaft, ſagte ſie zu mir, daß ich dich unmöglich weg laſſen kann, ſo lange er hier bleibt. — Als ſie ihren Bruder nannte, erröthete ich, — ſie ſah es und ſetzte ſchalkhaft hinzu: oder iſt dir etwa die Geſellſchaft meines Bruders unangenehm? Ich ſchwieg.»

Am andern Morgen fand ich Dasdorf ſehr feierlich, und etwas zurückhaltend gegen mich. Nach dem Frühſtück gingen wir wie gewöhnlich in den Garten, und hier ließ uns die Baſe allein. Er ſchien verlegen, ich war es nicht minder; endlich ſagte er nach einem tiefen Seufzer: »Sie wollen uns verlaſſen, ſchöne Sophie? Sie fliehen meine Geſellſchaft, und mir iſt die Ihrige ſo werth, daß ich wünſchte, Sie nie wieder verlaſſen zu müſſen.» — Ich ſtammelte auf ſein Kompliment eine Antwort, die ich ſelbſt nicht mehr weiß. Er war faſt eben ſo verlegen als ich ſelbſt. Endlich ſchien er ſich zu ermannen und ſagte: »Sie fliehen Ihren Freund doch nicht aus Abneigung?» Bei dieſen Worten faßte er meine Hand und ſah mir ſcharf in's Auge, — ich ſchlug die Augen nieder, wurde roth, und wußte nicht was ich antworten ſollte. — Seine Blicke ſprachen Liebe, aber ſeine Worte nur Freundſchaft; hätte ich ſeinen Blicken antworten dürfen, ſo würde ich geſagt haben: Mein Herz iſt nicht mehr frei! — Ich durfte nicht anfan-

gen, von Liebe zu reden, und er that es nicht; — er drang mir nur das Verſprechen ab, noch einige Tage zu bleiben, und dankte mir dafür mit einer Lebhaftigkeit, die mich nicht mehr an ſeiner Liebe zweifeln ließ. So wie ich das Verſprechen gethan hatte, gereute es mich; doch bei reifer Ueberlegung finde ich meinen längeren Aufenthalt dazu nützlich, ihm zu zeigen, daß nicht Liebe zu ihm mich hier zurück hält; ich werde ihm höflich aber kalt begegnen. Hoffentlich ſchreibe ich dir nun bald wieder aus der Stadt, und mit mehr Gemüthsruhe als jetzt."

Nach dieſem Briefe erhielt ich lange keinen wieder. Sie können denken, mit welcher Sehnſucht ich Nachrichten zu erhalten wünſchte. Endlich kam folgender Brief, der mich über ihren Zuſtand beruhigte.

»Lange ſchrieb ich dir nicht, geliebte Schweſter, denn ich wußte nicht, wie ich dir die Schwächen meines Herzens entdecken ſollte, und doch konnte ich dir auch nicht heucheln. — Du weißt, wie oft ich dir ſagte: daß ich nicht gegen Groß die Empfindungen der Liebe hegte, die wir in Romanen fanden, und wir glaubten beide, daß ich vielleicht keiner ſo lebhaften Neigung fähig ſei; aber wie habe ich mich in meinen Empfindungen betrogen! O Schweſter! es war nicht Liebe, was ich für Groß empfand, es war nur Achtung und Freundſchaft. — Wollte Gott, ich hätte Asdorf nie geſehen! ſo wäre ich nie undankbar gegen

jenen edlen Mann geworden. — Doch vielleicht liebt auch er mich nur aus Pflicht, und dann wäre es Schuldigkeit von mir, ihn ſeines Wortes zu entlaſſen, zumal da ich nun ſtatt eines reichen Mädchens, was ihm zum Lohn verſprochen wurde, ein ganz armes geworden bin. — »Ich müſſe ihn ſeines Wortes entlaſſen,« ſagte mir meine Baſe, »da ich ihm das Geſchenk nicht mehr mitbringen könne, was doch von gewöhnlichen Menſchen am meiſten geſchätzt werde.« — »Sein Herz muß entſcheiden, ob ich glücklich werden kann, oder ob ich auf immer unglücklich bleiben muß!« ſagte Dasdorf, — und mein Herz, geliebte Schweſter, ſtimmt ganz mit dem ſeinigen. Doch muß ich dir wohl auch erzählen, wie wir zu dieſen Erklärungen gekommen ſind. — Nach meinem letzten Briefe an dich, faßte ich den Entſchluß, mein Betragen gegen Dasdorf zu ändern, und that es auch, ob es mir gleich ſehr ſchwer fiel. — Dieſe Veränderung blieb nicht lange unbemerkt; er beklagte ſich darüber, wie ich nachher hörte, bei ſeiner Schweſter, die verwies ihn liſtiger Weiſe an mich ſelbſt, weil ſie wohl glaubte, daß ich in Verlegenheit kommen, und in derſelben mich verrathen würde; dies geſchah auch; er geſtand mir ſeine Liebe, und ob ich ihm gleich die meinige nicht bekannte, ſo ließ ich ſie doch ihm merken, ohne es zu wollen. Unterdeſſen hatte ich noch ſo viel Muth, ihm zu geſtehen, daß ich nicht mehr frei ſei. Die Schweſter kam dazu, und wußte uns dieſes Hinderniß ſo leicht zu machen, daß ſie mich beinahe ſelbſt überredete, ich ſei Groß nichts mehr

ſchuldig. Doch ſo dachte ich nur im erſten Taumel der Leidenſchaft; mein Herz ſagte mir gar bald, daß meine ganze Dankbarkeit ihm gehöre, ſelbſt meine Liebe, wenn er ſie verlange. Auch Dasdorf fühlte dies, doch mußte ich ihm beim Abſchied heilig verſprechen, Großens Herz genau zu prüfen, ob es Liebe oder nur Pflicht wäre, die ihn an mich feßle? Doch ach! ſetzte er traurig hinzu, wie kann man dich kennen und nicht lieben? — O wie weit fühle ich mich jetzt von der Vollkommenheit entfernt, die ſeine Liebe mir leiht! Bittere Vorwürfe nagen an meinem Inneren, denn ich kann es mir nicht verbergen, daß ich wünſche, nicht von Groß geliebt zu ſein, hingegen fühle ich, daß Dasdorf's Verluſt mir ſchrecklich wäre! Doch ſo viel kannſt du auf mich bauen, geliebte Schweſter, daß mein und Dasdorf's Glück dem Glück des redlichen Groß nachſtehen ſollen und müſſen.»

Ich bekämpfte die Neigung meiner Schweſter nicht ſo wie ich geſollt hätte, denn ich dachte ſelbſt, daß Ihnen vielleicht das arme Mädchen minder werth ſein würde, als das wohlhabende.

»Meine Sophie ging mir über alles!» ſeufzte Groß.

»Sie ſchrieb mir jetzt wieder öfter,» fuhr Johanne fort, »und ihre Briefe ſchwankten zwiſchen Hoffnung und Furcht. Dasdorf ſelbſt ſchrieb ihr nicht, doch erhielten ſie durch ihren Schweſter immer Nachrichten von einander.»

»Endlich berichtete ſie mir, daß Sie kommen und ſie beſuchen würden. — »Denke dir die Angſt, geliebte Schweſter, mit der ich dieſem Beſuche entgegen ſehe; er ſoll mein künftiges Schickſal entſcheiden! Doch es mag ausfallen wie es will, ſo werde ich es nicht lange überleben; die ewige Unruhe, in welcher ich ſchwebe, untergräbt meine Geſundheit! Oft denke ich, Groß die ganze Sache vorzulegen, und ihn zum Schiedsrichter aufzurufen; aber wo nähme ich den Muth dazu her?«

»Hätte ſie es nur gethan,« rief Groß, »ſo wäre ich jetzt allein unglücklich!«

»Warum mußte ich doch abweſend ſein,« ſagte Johanne, »ich hätte gewiß ihre Großmuth auf die Probe geſetzt, und dann hätte Ihre Güte uns vielleicht unſere Sophie erhalten.« — Groß und Johanne widmeten beide dem Gedächtniß dieſer Unglücklichen wehmüthige Thränen, und Johanne las hierauf Groß folgenden Brief vor:

»Nun iſt mein Schickſal entſchieden; ich bin Großens Frau, und weiß ſelbſt nicht recht, wie ich es geworden bin. — Seit ſeiner Ankunft ſchwebte mir das Bekenntniß meiner Liebe auf der Zunge, und doch hatte ich nie den Muth es abzulegen. — Warum müſſen wir denn mehr Muth haben, Fehler zu begehen als ſie zu bekennen? Ich fühlte nur zu ſehr, daß ich Groß durch dieſes Bekenntniß unglücklich machen würde, und das verdient er nicht um

mich, denn er liebt mich wahrhaft und innig! Zudem glaubte ich die Zeit unſerer Verbindung immer noch ſehr entfernt, und hoffte, daß indeſſen ein günſtiger Zufall mir das Geſtändniß erſparen würde. Aber ſo gut wurde es mir nicht. — Groß merkte die Veränderung, die mit mir vorgegangen, und da ich ihm keine andere Urſache dafür angeben konnte, ſo hielt er ſie für eine Wirkung von der traurigen Lage unſerer Familie. Sein junger Freund, dem er dieſe Vermuthung mittheilte, wurde hierdurch zum Mitleiden bewogen, und ſetzte ſeinen Hofmeiſter großmüthiger Weiſe in den Stand, unſere Heirath gleich zu vollziehen. — Ich war wie vom Donner gerührt, als ich es erfuhr, und doch wagte ich nicht zu reden. Man bemerkte zwar meine Beſtürzung, allein da man ſie meiner ſchwachen Geſundheit zuſchrieb, ſo erweckte es keinen Verdacht. Ich ergab mich in mein Schickſal, und ſprach das unglückliche Ja aus! Gott möge mir den Meineid verzeihen! Ich mußte dem Liebe ſchwören, den ich nicht lieben konnte, und einem andern entſagen, an welchem mein ganzes Herz hing.»

»Groß war nun ganz glücklich; dies rührte mich ſehr, und ließ mich anfänglich mein eigenes Unglück nicht empfinden. Groß mußte mich bald verlaſſen, ich war einſam, und nun fühlte ich meine traurige Lage ganz; ich machte mir Vorwürfe, einen edlen Mann betrogen, und den andern unglücklich gemacht zu haben. — Ich fühlte es tief in meinem Innerſten, daß für mich alles Erdenglück dahin

iſt; der Himmel verleihe mir nur ſo viel Kraft, meinen edlen Mann, ſo lange ich noch lebe, in einer glücklichen Täuſchung zu erhalten; ja möge er nie erfahren, was für eine Schlange er in ſeinem Buſen wärmte!»

Häufige Thränen rollten über Großens Wangen. Johanne zog einen ſpätern Brief hervor:

»Es iſt der einzige Troſt deiner unglücklichen Schweſter, ſich mit dir, liebſte Johanne, zu unterhalten. Ich kann dir die peinigenden Gefühle nicht ausdrücken, die mein Inneres zerreißen. — Von Dasdorf habe ich durch ſeine Schweſter Abſchied genommen, allein ich werde ihn nie vergeſſen. Sie ſchickte mir ſeine Antwort auf ihren Brief, er iſt unausſprechlich unglücklich. Doch verdammt er mich nicht, er bedauert mich und unſer grauſames Schickſal. — Seine Schweſter aber iſt unbarmherziger gegen mich, ſie klagt mich an und vergißt, daß ſie ſelbſt die erſte Urheberin dieſer Leidenſchaft war, die unſer Beider Glück zerſtörte. — Ich werde Mutter werden, und ich ſchäme mich, es dir zu ſagen, daß ich die Hoffnung in mir nähre, der Zeitpunkt meiner Entbindung könnte mich vielleicht von meinem Elende befreien.»

Von nun an waren die Briefe meiner Schweſter immer traurig, und immer voll Vorwürfe gegen ſich ſelbſt. — Sie wurde glücklich entbunden, und überlebte mit Betrübniß dieſen Zeitpunkt. Dasdorf trat Ihnen hierauf ſeine

Stelle ab; dieſer Edelmuth rührte ſie ſehr und machte ſie nur noch unglücklicher. — Sie ſah ihn nie wieder, bis zu dem unglücklichen Zeitpunkte, wo Sie ihn entdeckten. — Kurz zuvor ſchrieb ſie mir noch:

»Dasdorf, der edle Mann, hat mir viel Angſt gemacht; er ſchreibt mir, daß er Deutſchland ganz verlaſſen wolle, er wünſchte mich nur noch einmal zu ſprechen, ehe er abreiſe; dieſe Bitte müſſe ich ihm gewähren, weil es die letzte ſei, denn er würde ſich gewiß nicht unterfangen, mir zu ſchreiben und mich zu beſuchen, wenn er nicht den Vorſatz hätte, in entfernten Welttheilen ſeinen Kummer zu begraben; er verlangte auch nicht, mich allein zu ſprechen, mein Mann könne gegenwärtig ſein; nur wolle er mir durch dieſen Brief von ſeinem Beſuch Nachricht geben, damit ich nicht zu ſehr überraſcht würde, wenn er unvermuthet käme. — Gleich einer Verurtheilten, die den letzten Todesſtreich erwartet, ſah ich ſeiner Ankunft entgegen; zum Glück aber iſt mein Mann auf einige Wochen verreiſt, und nun kann ich ihn etwas ruhiger erwarten.« — —

»Dieſes Glück ward unſer Unglück,« rief Groß aus, »wäre ich nicht verreiſt, ſo lebte wohl meine Sophie noch! die ich durch meinen Verdacht ſo grauſam mordete!« So klagte er noch lange fort und Johanne ſtimmte mit ihm ein, als die Gräfin und Eſſen in's Zimmer kamen, und ſie beide ſehr bekümmert fanden. — Groß ſank Eſſen in die

Arme und rief: »Meine Sophie hat mich nicht verrathen! ſie war nicht treulos ſondern nur unglücklich!« Eſſen erſtaunte über dieſe Entdeckung; er ſuchte aber ſeinen Freund zu beruhigen und verſchob ſeine Neugier auf gelegenere Zeit.

Johanne hörte nicht auf, den Sohn ihrer geliebten Schweſter zu liebkoſen; man ſagte ihm, ſie ſei ſeine Tante, und da der kleine Eſſen dies hörte, ſo bat er ſie, daß ſie doch auch ſeine Tante ſein möchte; ſie verſprach es dem liebenswürdigen Knaben, und auch die Gräfin miſchte ſich mit in das Geſpräch, und machte Anſprüche auf die Verwandtſchaft dieſer Kleinen. — So trugen die Kinder noch etwas bei, die Geſellſchaft ein wenig aufzuheitern, doch führte Eſſen ſeinen Freund ſehr traurig nach Hauſe. Hier wiederholte er ihm alles, was Johanne ihm erzählt hatte, und las ihm auch Sophiens Briefe vor, die er ſich hatte geben laſſen.

Eſſen wurde ſehr gerührt, auch machte er ſich ſelbſt Vorwürfe, denn er ſah ſich als den Beförderer dieſes Unglücks an. Sie brachten beide die Nacht ſchlaflos hin, und gingen, ſo bald es ſchicklich war, wieder zu den Damen. — Groß, deſſen Geſundheit vorhin ſchon im Abnehmen war, fühlte ſich ſehr ſchwach, ſo daß Eſſen für ſein Leben beſorgt wurde. Die Damen drangen in ihn und in ſeinen Freund, ſie nach Italien zu begleiten, vielleicht, daß dieſes milde

Klima dem Herrn Groß zuträglich sein möchte; allein er war unbeweglich; alles, wozu er sich bereden ließ, war, daß er mit den Damen eine Reise durch die Schweiz machte; da sie die Kinder nicht gern allein lassen wollten, so blieb Essen bei ihnen zurück.

Während seiner Einsamkeit kam ihm oft der Gedanke, daß seine Louise wohl eben so unschuldig sein könne, als es Sophie war; und der Wunsch wurde lebhaft bei ihm, zu erfahren, wo Louise jetzt sei und wie sie lebe? — Bald fiel ihm ein, den alten Friedrich nach B** und F** zu schicken und ihren Aufenthalt erforschen zu lassen, doch er verwarf diesen Gedanken wieder, weil er dem Alten nicht Vorsicht genug zutraute, unentdeckt zu bleiben. — Es kam ihm auch wohl der Einfall, diese Reise selbst zu unternehmen, aber hiezu hatte er auch nicht Muth genug, denn er fürchtete, Louisens Anblick könnte ihn zu etwas verleiten, das wider seine Ehre liefe.

Eines Tages, als Essen mit den beiden Kindern spazieren ging, fragten sie ihn, wie sie es denn jetzt öfter thaten, nach den neuen Tanten, und Heinrich erzählte ihm, wie die Tante Johanne sie bedauert habe, daß sie keine Mütter hätten.

»Kannst du uns denn keine Mutter geben?« fragte Karl seinen Vater ganz unschuldig. — —

»Wollte Gott, ich könnte dir deine Mutter wieder geben,« seufzte Essen, »dann wäre auch ich glücklicher als ich nun bin!« — Das Geschwätz dieser unschuldigen Kleinen brachte bei ihm den Entschluß zur Reise, so bald Groß zurück käme, einmal wieder eine Reise in sein Vaterland zu thun.

Groß kam, und die Reise hatte seinen Körper etwas gestärkt; allein sein Geist blieb immer trübe, doch war seine Melancholie nicht mehr so menschenfeindlich wie ehedem. Da er nun wußte, daß seine Sophie ihn nicht so gröblich beleidigt hatte, als er anfänglich glaubte, so verwandelte sich die Bitterkeit in sanfte Wehmuth. Er theilte seine Klagen jetzt mehr mit, statt daß er sonst fast immer in düsteres Schweigen versank, und als Essen ihm seinen Plan entdeckte, — sich wieder nach seiner Louise zu erkundigen, so rieth er ihn nicht davon ab, was er doch gewiß zuvor gethan haben würde.

Essen machte also Anstalten zu dieser Reise; es fiel ihm zwar sehr schwer, sich von seinem Sohn zu trennen, doch da Groß jetzt etwas milder war, so konnte er über diesen Punkt auch ruhiger sein. — Groß bestand darauf, daß er den alten Friedrich mitnehmen solle. Essen trug jetzt abgeschnittenes Haar, auch hatten die verschiedenen Jahre, die er im Kummer verlebte, sein jugendliches Gesicht früh zum männlichen gereift, so daß man wohl sagen möchte: dieser

Mann hat viel ähnliches von Eſſen; wer ihn aber nicht ſehr genau kannte, glaubte kaum, daß er es ſelbſt ſei. — Der alte Friedrich hatte ſich mit einer ſchwarzen Perücke verſehen, die ihn ſo unkenntlich machte, daß die Kinder ſelbſt ſich vor ihm entſetzten.

So ausgerüſtet machten ſich unſere beiden Reiſenden auf den Weg; der Abſchied war traurig, doch verſprach Eſſen, oft zu ſchreiben, und ſo bald als möglich zurück zu kommen.

Er ging zuerſt nach F**, wo er bald erfuhr, daß von allen ſeinen alten Bekannten niemand mehr auf dem Gute ſeiner Frau ſei. Man erzählte ihm, daß ſie lange ſehr traurig geweſen. Als ſie die Nachricht von dem Tode ihres Mannes und Kindes vernommen, wäre ſie in tiefe Schwermuth verſunken. — »Endlich kamen zwei Herren,« erzählte die geſchwätzige Wirthin in F**, »die bei mir logirten, der eine war, wie ſie ſagten, ein Graf, und wollte die junge Witwe heirathen; ob es aber dazu gekommen iſt, weiß ich nicht. Den erſten Tag reiſte der älteſte ganz allein auf das Gut, den zweiten aber gingen ſie beide hin, und kurz darauf verließ die ganze Familie die hieſige Gegend. — Der Herr Pfarrer blieb auch nicht lange mehr da; doch ehe er weg ging, ſoll er noch zu jemand geſagt haben: daß die Frau von Eſſen geſtorben wäre; andere wollten aber behaupten, daß ſie den Grafen geheirathet; ich glaube doch eher, daß ſie geſtorben iſt,« ſetzte die Wirthin hinzu, »denn

da ich sie noch kurz vor ihrer Abreise sah, so war sie schon einer Leiche sehr ähnlich.»

Essen konnte zwar aus diesem Geschwätz nichts nehmen, allein so viel sah er ein, daß er in dieser Gegend nichts mehr von Louisen hören würde, und entschloß sich daher nach B** zu reisen; »denn ist es wahr, daß sie den Grafen geheirathet hat, dachte er, so lebt sie dort mit ihm, oder man weiß doch etwas von ihr; und ist das nicht; so kann ich in dem Hause meines Onkels vielleicht etwas von ihr erfahren.»

Er war in großer Unruhe, und wußte nicht, was er wünschen sollte. Sich Louisen todt oder verheirathet zu denken, war ihm beides gleich schrecklich. Er hatte sich zwar lange mit der Idee getäuscht, daß er sie nicht mehr liebe, allein da er den Ort wieder sah, wo er einst so glücklich mit ihr gewesen, so wachte seine alte Zärtlichkeit wieder auf. — Er schrieb seinem Freunde Groß von F** aus, und erzählte ihm, was er dort von seiner Frau erfahren hatte. »Auf alle Fälle,» fügte er hinzu, »kehre ich unglücklicher zurück, als ich abgereist bin; denn hat meine Frau, — durch das Gerücht von meinem Tode getäuscht, — den Grafen von S** geheirathet, so bestätigt sie dadurch alle meine Zweifel. — Ist sie aber todt, und aus Gram gestorben, o, so bin ich noch unglücklicher! denn ich bin dann schuld an Allem! durch meine unzeitige Nachsicht und Schwäche.»

Sobald er in B** angekommen war, ſchickte er den alten Friedrich in das Haus ſeines Onkels, und trug ihm auf, ſich unter der Hand zu erkundigen, wie es mit ihm gehe? — Friedrich fand dort lauter neue Leute, und ſah, daß man Zubereitungen zu einem großen Feſte mache. — Da er ſich nach dem alten Herrn von Roſenberg erkundigte, lachte man ihn aus und ſagte ihm: daß der längſt begraben wäre. — »Aber die Frau von Roſenberg lebt doch noch?« fragte er weiter. — »Wie man's nimmt,« erwiederte der witzige Bediente. — — »Geſtern war ſie noch da, aber dieſen Morgen iſt ſie als Gräfin aufgeſtanden. Das heißt, ſie hat ſich wieder verheirathet, und gibt heute ihren Freunden ein Feſt.«

»Da iſt der gute alte Herr wohl ſchon lange todt?«

»O ja, ſchon ſeit zwei Monaten. — Er war ein gar zu guter Mann; denn da er ſah, daß er der Madame im Wege war, ſo vermachte er ihr ſein ganzes Vermögen, legte ſich hin und ſtarb.«

»Aber der alte Herr hatte ja noch einen Neffen, den er ſehr liebte,« erwiederte Friedrich ganz beſtürzt, »hat er denn den enterbt?«

»Wie ich gehört habe, ſo iſt der ſchon lange todt,« — antwortete der Bediente, — »wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die Erbſchaft für ihn todt iſt.«

»Wenn er auch todt ist,« sagte Friedrich, — »so hatte er doch eine Witwe und ein Kind hinterlassen, haben denn die nichts von der Erbschaft bekommen?«

»Die sind alle mausetodt. — Doch sage mir, wo kömmst du Fremdling her, daß du so viel und so wenig weißt? Du scheinst die Familie genau zu kennen, aber nur von alten Zeiten her; was jetzt vorgeht, ist dir alles fremd; ich dächte daher, alter Freund, du bliebest hier und sähest die Herrschaft speisen, damit du doch auch den jungen Mann wieder kennen lerntest.«

Friedrich war zwar sehr verdrießlich über diese Nachrichten, allein da er sich doch gern von allem überzeugen wollte, so nahm er den Vorschlag an.

Man kann leicht denken, wer der neue Gemahl der Frau von Rosenberg war. Es war nicht mehr als billig, daß sie Morelli endlich für seine Treue belohnte, und ihm nach dem schmerzlichen Verlust ihres ersten Gatten, die Hand reichte.

Da Frau von Rosenberg sich die Familie Essen vom Halse geschafft hatte, glaubte sie noch weniger Vorsicht in ihrem Betragen gegen Morelli nöthig zu haben. Es wurde verabredet, daß er zuweilen Reisen machen sollte, und wenn er dann nach B** zurück kam, so nahm ihn Herr von Rosenberg allemal mit Freuden auf. Morelli und seine

Geliebte hatten schon lange den Entwurf gemacht, Essen und seinen Sohn für todt auszugeben; da er sich nun zufällig in Holland befand, als ein Schiff unterging, so benutzte er diesen Vorfall. — Rosenberg hatte einen Korrespondenten in Holland, dessen Geschäfte nicht gut standen; Morelli bewog ihn, durch große Bestechungen, und noch größere Versprechungen, dem Herrn von Rosenberg die Nachricht von Essen's Tode zu bestätigen, die Morelli überbringen wollte. — Unglücklicherweise war dieser auch der nämliche Mann, den Faber kannte, und an den er schrieb, um sich nach der Wahrheit des Gerüchts zu erkundigen. Es war also natürlich, daß er die nämliche Nachricht erhielt, da sie aus der nämlichen Quelle floß.

Der gute Rosenberg wurde sehr betrübt und auch Christiane stellte sich, als ob sie vielen Antheil nehme. — Sie schmeichelte und heuchelte ihrem Manne so lange, und wurde von Morelli so gut unterstützt, bis sie ihn endlich dahin brachte, ein Testament zu ihrem Vortheil zu machen. Er setzte sie zur Erbin seines ganzen ansehnlichen Vermögens ein, doch bestimmte er noch dreißig tausend Rthlr. für die Kinder seines Neffen auf den Fall, daß sie sich in Zeit von zwanzig Jahren wieder fänden.

Der Gram über seines Neffen Tod hatte die Gesundheit des alten Rosenberg's wankend gemacht. Einige Zeit nach Verfertigung des Testaments erholte er sich aber wie-

der, zu großer Bekümmerniß seiner Erbin, denn sie war in beständiger Angst, daß die Todten wieder auferstehen möchten. Morelli theilte ihre Unruhe, und sein weiches Herz konnte den Kummer der Geliebten nicht länger ertragen. Er schützte Familiengeschäfte vor, und machte eine Reise nach Italien, von da er ein Mittel zurück brachte, das seinen alten Freund in einigen Monaten zur ewigen Ruhe beförderte.

An diesem kühnen Streich, wie er ihn bei sich selbst nannte, ließ er seine Geliebte keinen Antheil nehmen, denn er fürchtete, sie möchte zu einer solchen That noch zu viel Vorurtheile besitzen.

Auch ist es wahrscheinlich, daß Christiane zu diesem Grade von Bosheit noch nicht reif war, denn ob sie gleich den Tod ihres Mannes wünschte, so kam ihr doch der Gedanke, ihn zu befördern, nicht in den Sinn.

Sie machte sich sogar während seiner Kränklichkeit sehr verdient um ihn; doch sah sie mit Vergnügen sein Ende heran nahen. Nicht so war es mit Morelli; da Rosenberg ihn gern immer um sich haben wollte, so konnte er ihn nicht leiden sehen, ohne daß sein Gewissen zuweilen erwachte. Zu seiner Marter mußte er den fürchterlichen Tod dieses Mannes mit ansehen, der ihm noch immer selbst, während der Schmerzen, die Hände drückte und ihm für seine Freundschaft dankte.

TAYLOR INST. OXFORD

So abgehärtet Morelli auch sonst in der Bosheit war, so war dies doch zu viel für ihn; der Anblick des sterbenden Greises verfolgte ihn beständig, und er hatte fast keine ruhige Stunde mehr, so lange er lebte! — Christiane bemerkte mit Verwunderung, wie sehr ihn der längst erwünschte Tod ihres Mannes angriff, und konnte sich das Räthsel nicht erklären.

Sie erwartete die Zeit nicht, die der Wohlstand erforderte, um ihm ihre Hand zu reichen, denn sie lebte der Hoffnung, daß er heiterer werden würde; auch glaubte sie, da alle ihre Zwecke erreicht waren, auf nichts anders mehr Rücksicht nehmen zu dürfen. — Morelli war zwar froh, daß er nun endlich die Früchte seiner gottlosen Bemühungen und Intriguen ernten konnte, allein seine Gewissensbisse verstatteten ihm doch nie einen ruhigen Genuß derselben; er stürzte sich aus einer Zerstreuung in die andere, bis er endlich sein Leben in Verzweiflung endigte, wie wir in der Folge sehen werden.

Den Tag zuvor, als Friedrich im Rosenbergischen Hause erschien, hatte sich das edle Paar trauen lassen, und heute gaben sie ihren Freunden ein glänzendes Fest. — Anfänglich waren zwar durch das auffallende Betragen der Frau von Rosenberg, gleich nach dem Tode ihres Mannes, viele von ihren alten Freunden zurück geschreckt worden, allein da nach der reichen Erbschaft die Feste und Gast-

mahle ſich verdoppelten, ſo fehlte es der jungen Witwe auch nicht an Freunden. Es waren nur wenig Beſſergeſinnte, die ſich gänzlich zurück zogen, deren Verluſt aber auch die neue Gräfin nicht ſehr achtete, denn da es hauptſächlich die Freunde ihres Mannes waren, hätte ſie ſich ohnehin ſchämen müſſen, ihnen mit ihrer heiteren Miene unter die Augen zu treten; ſie ſah es daher ſehr gern, daß dieſe Leute ſie ſelbſt des Zwanges überhoben, den ſie ſich in ihrer Gegenwart hätte anthun müſſen.

Friedrich blieb nicht lange ein Zuſchauer des Feſtes, denn er konnte es nicht mit anſehen, wie das Vermögen, was er ſchon beinahe als das Eigenthum ſeines Herrn angeſehen hatte, hier von dem Italiener, den er nie leiden konnte, verpraßt wurde.

Der gute Friedrich ging voll trauriger Gedanken wieder nach dem Gaſthofe, und dachte nach, wie er ſeinem Herrn auf die glimpflichſte Art ſeine böſe Zeitung beibringen wollte, als er plötzlich von einer Bettlerin angerufen wurde, deren Stimme und Geſicht ihm bekannt ſchien. Er gab ihr etwas und ſagte: — gehe Sie dort in jenes Haus, (auf das Roſenbergiſche zeigend) und laſſe Sie ſich etwas von dem Ueberfluß mittheilen, der dort verpraßt wird. — „Ach! Sie ſind doch auch recht unbarmherzig,“ verſetzte ſie, — »daß Sie noch meines Elends ſpotten; gewiß wiſſen Sie auch ſchon, daß ich in das Haus nicht mehr kom-

men darf.» — Dieſe Antwort machte Friedrich aufmerkſam, er betrachtete ſie genauer und erkannte in ihr Marien, Louiſens ehemaliges Kammermädchen.

»Marie!» rief er aus, »wie kommt Sie in dieſes Elend?» — Die Beſtürzung über den Zuſtand, in welchem er Marien ſah, ließ ihn bald vergeſſen, daß er unerkannt bleiben wollte.

Marie erkannte ihn auch, und es war ihr nun leid, daß ſie ihn angeredet hatte, denn da ſie wußte, welches Unrecht Louiſe durch ſie erlitten, ſo fürchtete ſie, daß Herr von Eſſen, wenn er ſie entdeckte, ſie noch dafür beſtrafen möchte.

Friedrich beruhigte ſie aber bald darüber, er erſann gleich ein Märchen, und erzählte, daß er nicht mehr bei ſeinem alten Herrn ſei. Er ſtellte ſich offenherzig, um ihr Vertrauen einzuflößen, und ſo brachte er ſie endlich dahin, daß ſie ihm ihre ganze Geſchichte erzählte: Chriſtianens Bosheit und Louiſens Unſchuld! Ja, ſie wurde ſogar, durch das Geſchenk eines Goldſtücks gekirrt, aufrichtig genug, die eigennützige Rolle zu bekennen, die ſie zwiſchen dem Grafen S** und ihrer Gebieterin geſpielt hatte, ſammt allem Unheil, was daraus entſtanden war. Sie ſei hierauf zu der Frau von Roſenberg in Dienſte gekommen, von deren Streichen ſie viel erzählte, unter andern, daß ſie Groß und den Herrn von Eſſen für todt

ausgegeben hätte. — Sie hatte das ganze Vertrauen der Dame, bis die ſich's einfallen ließ, eiferſüchtig auf ſie zu werden. Morelli habe artig gegen ſie gethan, das habe Frau von Roſenberg übel genommen und ſie fortgeſchickt. »Aus Rache über dieſe Undankbarkeit für meine treuen Dienſte,« — fuhr Marie fort, — »ſprach ich etwas zu laut von ihren Streichen, ſie erfuhr es, und hatte Gewalt genug, mich als eine Perſon von ſchlechter Aufführung einziehen und in's Zuchthaus ſetzen zu laſſen. Hier ſchmachtete ich ein ganzes Jahr im Elend, und nur erſt ſeidem der alte Herr todt iſt, wurde ich wieder in Freiheit geſetzt.«

Friedrich verbarg ſo gut er konnte ſeine Bewegung, und beſtellte ſie auf den Abend in den Gaſthof, wo er ihr noch etwas ſchenken wolle.

Man kann leicht errathen, wie weit Mariens Aufrichtigkeit ging, und daß Frau von Roſenberg nicht ganz ohne Urſache eiferſüchtig wurde. Der armen Marie geſchah auch eben nicht ganz unrecht, als man ſie ihrer ſchlechten Aufführung wegen in's Zuchthaus ſteckte; doch wäre das wohl nicht geſchehen, wenn Frau von Roſenberg es nicht veranlaßt hätte; denn ſchlechte Lebensart allein beſtraft man nicht ſo hart.

Friedrich eilte mit ſeinen geſammelten Nachrichten zu ſeinem Herrn, der ihn mit großem Verlangen erwartete.

— Er war ſo voller Neuigkeiten, daß er nicht wußte, wo er anfangen ſollte; doch vor allen Dingen legte er die Beweiſe von Louiſens Unſchuld vor. Eſſen zitterte, Thränen quollen aus ſeinen Augen: »Lebt ſie?« rief er, »wo iſt ſie!?«

Hierauf mußte Friedrich alles erzählen, was er wußte, daß nämlich ſein Onkel, Louiſe und ihr Kind todt wären. — Dieſe Nachricht ſchmetterte ihn zu Boden! Louiſens Tod in dem Augenblick zu vernehmen, da er von ihrer Unſchuld, durch ihre vormalige Anklägerin, überzeugt wurde! das war zu viel! Er klagte ſich, ſein Schickſal, Gott ſelbſt an! und jammerte laut um den Verluſt ſeiner Gattin, bis endlich Friedrich auf den geſcheiten Einfall kam, daß vielleicht Louiſens Tod, ſo gut wie der ſeinige, eine Erfindung der Frau von Roſenberg ſein könne. — Eſſen ergriff dieſe Vermuthung mit Entzücken, und nahm ſich vor, Marien zu ſprechen, wenn ſie den Abend zu Friedrich käme; allein ſie blieb aus; Eſſen und Friedrich harrten vergebens auf ſie, ſo wohl dieſen Abend als auch den folgenden Tag. — Friedrich gab ſich nun viel Mühe, ſie auszukundſchaften, aber alles vergebens, und da Eſſen endlich einſah, daß er nichts mehr erfahren würde, ſo verließ er B** in einer noch traurigern Stimmung, als er mit dorthin gebracht hatte.

Marie war dem guten Friedrich zu liſtig, ſie merkte bald, daß er nicht blos aus Neugierde frug; da ſie nun

fühlte, was ſie ſich vorzuwerfen hatte, ſo wollte ſie es nicht wagen, ſich einer Strafe auszuſetzen, die ſie nach eigener Ueberzeugung mehr verdiente, als eine Belohnung für die gegebenen Nachrichten.

Das verlorne Vermögen ſeines Onkels rührte Eſſen wenig, aber der Tod dieſes guten Mannes, und das ſchlechte Betragen ſeiner Witwe ging ihm ſehr zu Herzen. Ueber den Tod ſeiner Frau ſuchte er ſich ſelbſt in Ungewißheit zu erhalten; dieſe, und der Glauben an die Unſchuld ſeiner Frau waren ſein Troſt auf der weitern Reiſe, Hoffnung und Vaterliebe die einzigen Bänder, die ihn noch an's Leben knüpften. Er durchreiſte die ſchönſten Gegenden ohne Gefühl für die Reize der Natur, und erreichte die Ufer des Bodenſees, ohne ſich recht zu beſinnen. — Das Wiederſehen ſeines Freundes und der Kinder war ihm äußerſt ſchmerzhaft; — »Nun,« ſagte er zu Groß, »bin ich ganz ſo unglücklich wie Sie; wahrſcheinlich raubte der Tod mir meine Louiſe, ſo wie er Ihnen Ihre Sophie raubte, und ich finde ſie eben ſo unſchuldig! Ach laſſen Sie uns mit einander unſere Schickſale beweinen und den Tod erſeufzen!«

Karl, der bei der Ankunft ſeines Vaters fröhlich herbeigeſprungen kam, näherte ſich ihm traurig als er dieſe Worte vernahm, und ſagte: »Warum willſt du denn ſterben, lieber Vater?« Eſſen ſchloß ihn gerührt in ſeine Arme: »Ich

habe deine Mutter vergebens gesucht,« rief er, »und das verbittert mir das Leben.«

»Aber ich freue mich, daß ich dich wieder habe, und du mußt auch nun nicht wieder von mir gehen,« sagte Karl unter vielen Liebkosungen. Die Schmeicheleien des Kindes machten Eindruck auf den Vater: »Ja, wir müssen unsern Kindern leben,« rief er wehmüthig, »und in ihnen die Mütter lieben.«

»Ich fühle, daß Sie Recht haben,« versetzte Groß, »doch ich bin zu schwach, um noch für jemand etwas zu sein; bleiben Sie beider Kinder Vater, wenn ich diese Welt verlasse; erziehen Sie sie zu guten Menschen, und Gott gebe, daß sie glücklicher sein mögen, als ihre Väter waren!«

Essen sah seinen Freund nach dieser Rede aufmerksam an, und fand ihn sehr verfallen, so daß er selbst fürchtete, sein Ende möchte nahe sein. Er redete ihm zu, sich einem Arzte anzuvertrauen, er hatte aber viele Mühe, ihn dazu zu bewegen, denn Groß verlor immer mehr und mehr allen Muth und alle Lust zum Leben. Sein Freund, der sich vor der traurigen Einsamkeit fürchtete, welch r er nach Großens Tode entgegen sah, wartete ihn mit vieler Sorgfalt, und vergaß seinen eigenen Kummer, um den seines Freundes zu zerstreuen; er bat ihn oft auf das zärtlichste, und ermunterte auch seinen Sohn ihn zu bitten, daß er

mehr Sorgfalt auf ſeine Geſundheit verwenden möchte. — Jedes Frühjahr, das er noch erlebte, und jeden Winter, den er erreichte, ſchien ihnen allen ein unerwartetes Geſchenk des Himmels.

Mit vieler Mühe hielten ſie ihn noch einige Jahre hin, doch endlich war nichts mehr vermögend, ihn vom Tode zu retten; ein ſchleichendes Fieber zerſtörte ſeine noch übrigen Kräfte in kurzer Zeit. So wie aber die körperlichen Kräfte abnahmen, wurde ſein Geiſt ruhiger, und als er fühlte, daß ſein Ende nahe war, bat er Eſſen ſich zu ihm zu ſetzen, und redete folgendes mit ihm:

»Sie ſehen mich jetzt am Rande des Grabes, lieber junger Freund, wo ich mit kälterem Blute als bisher mein vergangenes Leben überſchaue. Schön fing ich meine Laufbahn an, ich hatte Muth zu edlen Thaten, auch war mir durch die Hand meiner Sophie ein anſehnliches zeitliches Glück beſtimmt. Der Verluſt ihres Vermögens war der erſte Unfall, der mich traf; doch dieſer rührte mich nur in ſo weit, als er die Verbindung mit meiner angebeteten Sophie verzögerte. Da er mir aber auch zugleich Gelegenheit gab, meine Großmuth zu beweiſen, ſo wußte ich nicht, ob ich das Schickſal anklagen oder ihm danken ſollte. Jetzt fühle ich, daß es Schwärmerei und nicht vernünftige Ergebung war, die mich dieſen Vorfall ſo leicht ertragen ließ. Nun wurde ich Ihrer Frau Mutter empfohlen, ſie wählte mich

zu Ihrem Führer, bestimmte mir einen ansehnlichen Gehalt, und setzte mir auch eine Pension für die Zukunft fest. Ich gelobte dieser edlen Frau für ihren Sohn alles zu thun, was in meinen Kräften war.“ »Das Versprechen haben Sie gehalten,“ fiel ihm Essen hastig in die Rede.

»Aber nicht so, wie ich sollte,“ versetzte Groß; »ich theilte Ihnen meinen Hang zur Schwärmerei mit, und der hat Sie unglücklich gemacht. — Mein Unglück betraf mich unverschuldet, ich hätte es mit Muth, als Mann tragen sollen; denn nur verdientes Unglück ist unerträglich. Doch ich verzweifelte, und steckte Sie, mein lieber junger Freund, mit meinem Trübsinn an, vielleicht zog ich sogar dadurch ihr Unglück herbei. — Ich entzog mich der Welt in meinen besten Jahren, wo ich eigentlich erst anfangen sollte ihr zu nützen. — Ich war wie ein Kind, dem man nicht alle seine Wünsche erfüllt, und das sich denn mit abgewendetem Gesicht launig in eine Ecke stellt, trotzend und schmollend. — Ich hatte ein Amt, in dem ich andern Menschen nützen konnte; ein Kind, das ich zu einem wackern Weltbürger erziehen sollte; ich verließ das Amt, und vernachläßigte das Kind. Noch nicht genug, ich zog auch Sie von Ihrer Laufbahn ab, ließ Sie gleichsam von allen Ihren Verhältnissen los; können Sie mir das vergeben, theurer Essen? Das Uebrige mag mir Gott verzeihen!“ — Essen sank sprachlos an seinen Hals. — Sie weinten lange; endlich erholte sich Groß und fuhr fort. — »Nun hören

Sie noch meine letzte Bitte: Kehren Sie in die Welt zurück und nützen Sie so viel Sie können, damit ein unthätiges Leben Ihnen nicht einst, wie mir anjetzt, den Tod erschweren möge. Sie haben für zwei hoffnungsvolle Knaben zu sorgen, — denn ich weiß, Sie werden beider Vater sein, — suchen Sie ihre Herzen und ihren Verstand zum Guten zu bilden, und bedenken Sie, daß mein Heinrich der Menschheit noch die Schuld seines Vaters mit abzutragen hat.»

Essen war sehr gerührt; er saß lange in stummer Betrübniß. Als er sich erholte, gelobte er seinem Freunde theuer, daß er diese seine letzten Worte nie vergessen wolle. »Ja,» rief er, »sie sind mit Flammenzügen in mein Herz geschrieben! ja ich will aufhören zu klagen! Glücklich kann ich nie wieder werden, aber thätig will ich sein, und wenn unserer Knaben Erziehung vollendet ist, so sollen auch sie durch ihr Talent nützlich werden, und ich will zu der Lebensart zurück kehren, die ich einst so gern mit meiner Louise geführt hätte.»

Dieses Gespräch hatte den Kranken sehr angegriffen. Er mußte sich geraume Zeit erholen, ehe er von seinem Sohn Abschied nehmen konnte. — Er sprach nicht viel mit ihm vom Tode, aus Furcht, dem sanften Knaben allzu weh zu thun. Er umarmte und segnete ihn. »Auf dir,» rief er schluchzend, »ruhe der Geist deiner Mutter!» Kraftlos sank er zurück.

Nach dieſem Tage wurde er immer ſchwächer, bis endlich ſeine Leiden mit ſeinem Leben endigten. —

Der Verluſt dieſes treuen Freundes ſchmerzte Eſſen ſehr; doch ſuchte er ſeinen Kummer zu unterdrücken, und vermied, den jungen Heinrich noch mehr zu betrüben. — Dieſer zartfühlende Knabe wollte ſich über den Tod ſeines Vaters gar nicht tröſten laſſen. Es war rührend zu ſehen, wie der kleine Karl ſich beſtrebte, ſeinen jungen Freund aufzuheitern. — Heinrich pflegte ihn ſonſt wohl wegen ſeiner zu großen Lebhaftigkeit zu tadeln, und die beiden Knaben geriethen darüber oft in Streit, jetzt aber nahm ſich Karl ſehr zuſammen, und wich jeder Gelegenheit aus, ſeinen bekümmerten Freund zu erzürnen; er wurde ſo ſittſam und ſanftmüthig, als er es noch nie geweſen war, und ſuchte nur dann ſeine gute Laune hervor, wenn er merkte, daß er Heinrich damit ermuntern konnte. Für Eſſen war dieſer Blick in das Herz ſeines Sohnes eine frohe Ausſicht in die Zukunft. Ueberhaupt fand er in der Geſellſchaft dieſer beiden Kinder ſo viel Vergnügen, daß er die ganze Welt darüber hätte vergeſſen mögen, und ſich ſchwerlich jemals entſchloſſen haben würde, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, wenn er nicht, ſeinem Groß geleiſtetem Verſprechen zu Folge, darauf hätte denken müſſen, die Kinder an einen Ort zu führen, wo ſie mehr lernen konnten.

Gleich nach dem Tode ſeines Freundes ſchrieb er an Johannen, um ihr von dieſer Begebenheit Nachricht zu er-

theilen. Er nahm sich vor, nur noch ihre Antwort abzuwarten, und hernach mit den Kindern nach Lausanne zu gehen, weil er diesen Ort für den schicklichsten hielt, ihnen eine gute Erziehung zu geben. — Er hatte Johannen geschrieben, daß der Verstorbene ihm seinen Sohn vermacht habe, und daß er sich alle Mühe geben werde, dieses Vertrauen zu rechtfertigen.

Johanne hingegen war sowohl, als die Gräfin, der Meinung, den kleinen Heinrich, als dessen nächste Verwandtin, zurück zu fordern; beide hielten Essen nicht fähig, das Kind so zu erziehen, wie sie glaubten, daß es bei seinem sanften Charakter erzogen werden müßte. Sie schrieb daher Essen in den höflichsten Ausdrücken, und bat ihn, sie mit Heinrich zu besuchen, auch gab sie ihm zu verstehen, wie angenehm es ihr sein würde, dieses Kind ihrer geliebten Schwester immer um sich zu haben; Essen merkte zwar ihre Absicht, allein er war fest entschlossen, den Knaben nie von sich zu lassen; er betrachtete ihn als ein ihm anvertrautes Gut, von dem er einst Rechenschaft geben müsse. Den Besuch versprach er indessen für das kommende Frühjahr, und wirklich verließ er im Anfang des Monat März mit den beiden Kindern und seinem alten treuen Diener, den Bodensee, wo er zwar nicht viel frohe Stunden genossen, auch sein einziger Freund ihm entrissen wurde, und dennoch trennte er sich ungern von diesen reizenden Gegenden. So viel Einfluß haben die Reize der Natur auf den Geist

des beſſern Menſchen; ſie lindern die Schmerzen und erheben das Herz zu dem Schöpfer dieſer Schönheiten! Dies Gefühl begleitete Eſſen, als er von Konſtanz aus die Reiſe durch die Schweiz machte. — Der Rheinfall bei Schaffhauſen machte einen ſtarken bleibenden Eindruck auf die Kinder. In Lauſanne traf Eſſen einige Vorkehrungen zu ſeiner künftigen Einrichtung. Am Genferſee ſchrien die freudigen Knaben laut auf, denn ſie glaubten, den See wieder zu finden, an deſſen Ufern ſie ſo lange gewohnt hatten. — Sie durchſtreiften nun Savoyen, nahmen ihren Weg nach Rom, denn da hielt ſich gegenwärtig die Gräfin B** auf.

Im Vorbeigehen zeigte Eſſen den Kindern die Koſtbarkeiten von Loretto, doch ohne ſie die Fabeln zu lehren, die der Aberglaube erſonnen hat, und der Eigennutz unterſtützt, um einem leichtgläubigen Volke eine freiwillige Schatzung aufzulegen. — Bis Loretto waren ſie mit einem bekannten Vetturino gefahren, hier bekamen ſie aber einen neuen, deſſen Phyſiognomie dem alten Friedrich verdächtig vorkam, und da er bemerkte, daß dieſer Mann ſich mit andern Kerlen von eben ſo abſchreckender Bildung unterredete, ſo theilte er ſeinem Herrn dieſen Argwohn mit, doch Eſſen, der ehedem ſchon ganz Italien ohne Anſtoß durchreiſte, achtete nicht darauf; Friedrich nahm ſich aber vor, auf ſeiner Hut zu ſein, und die Piſtolen ſcharf zu laden.

Als es Abend werden wollte, kamen sie in Valcimara an. Der Vetturin sah, daß das traurige Ansehen dieses Orts dem Herrn von Essen keine Lust machte, sich dort aufzuhalten; er schlug ihm vor, weil der Abend so schön sei, weiter zu fahren. — Dieser Vorschlag war Essen willkommen, sie machten sich daher wieder auf den Weg, und der Vetturin versprach ihnen, sie bald nach Serravalle zu bringen, verweilte aber in den gebirgichten Gegenden auf diesem Wege so lange, bis es Nacht wurde. Hierauf fing er an ein Lied zu singen, und immer langsamer zu fahren. Essen und die Kinder waren eingeschlafen, Friedrich aber, welchem immer banger wurde, erhielt sich munter und seine Pistolen in Bereitschaft. Plötzlich sprengten hinter einem Hügel vier Kerls zu Pferde hervor, die den Wagen anhielten, und Miene machten, ihn zu berauben. Friedrich streckte sogleich mit einer von seinen Pistolen den vordersten dieser Räuber zu Boden, worauf der verrätherische Vetturin sich zu ihnen schlug. Essen war erwacht und wehrte sich auch sehr tapfer, doch würden sie bald der größern Uebermacht haben weichen müssen, wenn ihnen nicht eine Gesellschaft Reisender zu Hilfe gekommen wäre, die durch die Pistolenschüsse und das Geschrei der Kinder herbeigelockt wurde.

Es waren zwei Herren nebst zwei Bedienten, die unsern Reisenden zu Hilfe eilten. Durch diesen Beistand wurden die Räuber bald in die Flucht geschlagen; doch hatte

Essen eine Wunde bekommen, die so stark blutete, daß er ohnmächtig zur Erde fiel. Einer von den fremden Bedienten, der ein Wundarzt war, verband ihn so gut er konnte, um das Blut zu stillen. Als ihm dieses gelungen war, legte man Essen in den Wagen, den Friedrich führte, und brachte ihn nach Spoleto, wo er einem geschickten Wundarzte übergeben wurde, der die Wunde zwar nicht tödtlich fand, aber doch wegen der großen Ermattung um seinen Zustand besorgt schien.

Die Kinder weinten und klagten sehr um ihren Vater, den sie für todt hielten. Die beiden Fremden nahmen sie in ihren Wagen, und gaben sich alle Mühe sie zu trösten, und versicherten, daß ihr Vater nur schlafe.

In Spoleto brachte man Essen gleich zu Bett. Er verfiel aus Mattigkeit in einen tiefen Schlaf, seine Retter erwarteten nur sein Erwachen, um ihren Weg weiter fortzusetzen. Als man ihnen den Nachmittag sagte, daß der Kranke wach und ziemlich wohl sei, gingen sie auf sein Zimmer; wie groß war aber ihr gegenseitiges Erstaunen, als Essen und der Graf von S** einander erkannten — denn unsere Reisende waren keine andere, als Dasdorf mit seinem jungen Freunde. — »Sie sind es, dem ich mein Leben danke!« rief Essen, »Sie, dem ich einst das seinige rauben wollte.« — — »Ach Gott, Sie leben noch?« rief der Graf; »Sie wurden ja schon längst als todt beweint.« — »Bosheit und Habsucht

erſannen dieſes Märchen, wodurch wahrſcheinlich mein gutes Weib getödtet wurde,» ſagte Eſſen mit ſchwacher Stimme. —

Dasdorf bemerkte Eſſen's Rührung, und fürchtete, daß ihm dieſer Zuſtand gefährlich werden könne; er bat ihn alſo, alle fernere Erklärung zu einer gelegenern Zeit aufzuſparen. Die beiden Reiſenden entſchloſſen ſich, zu dieſem Behuf noch einige Tage hier zu verweilen.

Eſſen gerieth durch den Anblick des Grafen in einen Gemüthszuſtand, der ſein Fieber vermehrte. Der Graf erſchien ihm in ſeinen Fantaſien als der Mann ſeiner Louiſe, und er ſprach nur von Untreue und Verrätherei. — Friedrich, der bei dem Bette ſeines Herrn ſaß, konnte ſich das leicht erklären, und als Dasdorf einmal in das Zimmer kam, und ſehen wollte, wie ſich der Patient befände, ſo fragte er ihn ſehr ängſtlich: »Ob denn der junge Graf wirklich mit der Frau ſeines Herrn verheirathet geweſen wäre?» — Dasdorf, der beinahe auf die Gedanken gerieth, daß der Bediente eben ſowohl als der Herr fantaſire, ſagte ihm: »daß der Graf weder verheirathet ſei noch je geweſen ſei.»

»Da hat wohl doch die gute Wirthin in F** Recht gehabt, als ſie glaubte, daß unſere gnädige Frau geſtorben?»

»Leider hatte sie Recht,« versetzte Dasdorf, »wenigstens haben wir diese Nachricht auch erhalten.« — Hierauf erkundigte er sich nach den Kindern und vernahm, daß der älteste von den Knaben der Sohn seiner unvergeßlichen Sophie sei. Er rief ihn zu sich und liebkoste ihn mit gerührtem Herzen, denn er erkannte in ihm gar bald das Ebenbild seiner Mutter.

Essen erholte sich erst am folgenden Morgen, nachdem auf den Paroxismus ein ruhiger Schlaf gefolgt war. — Sobald Friedrich sah, daß er etwas besser sei, sagte er ihm: daß der Graf nie Louisens Gemahl gewesen, und hierauf entschloß sich Essen, seine beiden Retter zu sprechen, und ihnen für ihren geleisteten Beistand zu danken.

Dasdorf fand für gut, erst allein zu ihm zu gehen, und ihn, wenn er ihn gelassen genug fände, die Anwerbung des Grafen und Louisens Antwort darauf bekannt zu machen.

Der ruhige Schlaf nach dem Fieber, vielleicht aber noch mehr die beruhigende Nachricht des alten Friedrichs, hatten Essen's Zustand sehr verbessert, so daß Dasdorf ihn fähig glaubte, seine Nachrichten anzuhören. Er erzählte ihm also alles, was er von dieser Begebenheit wußte, und las ihm endlich den Brief vor, den Louise an den alten Grafen geschrieben hatte, — denn diesen Brief trug der junge Graf beständig bei sich; er betrachtete ihn als ein

Heiligthum, von dem er sich nie trennen wollte, und Dasdorf hatte es, zu dem gegenwärtigen Gebrauch, nur mit Mühe von ihm erhalten.

Essen wurde bei diesem Briefe so gerührt, daß er bitterlich weinte, und Dasdorf fürchtete nachtheilige Folgen; aber durch die Thränen hatte sich Essen Luft gemacht, so daß er die fernere Erzählung ruhig anhören konnte.

Als Dasdorf geendigt hatte, rief Essen aus: »Also ist sie doch wirklich todt! diese unglückliche, geliebte Louise! so kann ich ihrer Unschuld und Tugend nicht mehr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihr gebührte! Aber ihr Andenken wird mir ewig theuer sein!« — — Um ihn von diesem Gespräch abzubringen, fragte ihn Dasdorf, ob er sich wohl fähig fühlte, den Grafen zu sprechen? Er erwiederte, daß er es für Pflicht hielte, seinem Retter zu danken, und daß er sich Mühe geben würde, dem Grafen stets aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. — »Auch ist der Graf,« fügte er nach einer Pause hinzu, »nicht so schuldig, als ich glaubte; selbst er wurde von einer schändlichen Kreatur betrogen, die meine arme Louise verrieth. »Er erzählte ihm hierauf alles, was Friedrich von Marien gehört hatte, und Dasdorf erstaunte zu vernehmen, wie alles sich vereinigen mußte, diese beiden Leute unglücklich zu machen. —

Nicht ohne Wehmuth erfuhr Dasdorf von Essen den Tod des unglücklichen Groß, und mit einem angenehmen

Erſtaunen hörte er, daß die Schweſter ſeiner verewigten Freundin ſich in Rom aufhalte, wohin auch er eben zu gehen im Begriff war.

»Sie ſind alſo wohl Herr Dasdorf?« ſagte Eſſen plötzlich.

»Ja,« erwiederte jener, »ich bin dieſer Elende, der das Glück zweier Rechtſchaffenen ſtörte.

»Und ich zerſtörte vielleicht das Ihrige. — — Doch wie kommen Sie in die Verbindung mit dem Grafen?«

»Eine zufällige Verbindung mit ſeinem Vater brachte mich zuerſt in ſeine Bekanntſchaft, und Aehnlichkeit der Schickſale knüpfte ein feſtes Freundſchaftsband unter uns, das nur mit unſerm Leben aufhören wird.«

»So ähnlich waren Ihre Schickſale doch nicht,« erwiederte Eſſen; »Sie liebten, ohne es zu wiſſen, die Braut eines andern, er hingegen ſuchte die Neigung einer Frau an ſich zu ziehen, die ihren Mann liebte.«

»Es iſt wahr,« verſetzte Dasdorf, »er fehlte ſehr, allein wenn Sie ſeine große Jugend und den herrſchenden Ton in B** betrachten, und hiezu die Aufmunterungen der Frau von Roſenberg rechnen, ſo werden Sie ihn, wo nicht verzeihen, doch etwas entſchuldigen. — Und noch mehr würden Sie es thun, wenn Sie wüßten, wie unglücklich jetzt iſt.«

»Ich verzeihe ihm,« ſagte Eſſen gerührt, »denn er war ja der Retter meines Lebens! eines Lebens, das zwar für mich keinen Werth mehr hat, das ich aber doch meiner Kinder wegen liebe; — Er war es ja auch, durch den ich erfuhr, mit was für edlen Geſinnungen gegen mich meine Louiſe aus der Welt ging.«

Dasdorf fragte, ob es ihm auch nicht zuwider ſein werde, den Grafen zu ſprechen?

»Meinen Dank,« erwiederte Eſſen, »ſoll er von mir ſelbſt empfangen, und da Sie ſeit langer Zeit ſein Freund ſind, ſo kann er nicht mehr der Leichtſinnige ſein, der er vormals war.«

Dasdorf verſicherte das Gegentheil, und erzählte verſchiedene edle Züge aus dem Charakter des Grafen.

Am Abend des nämlichen Tages kamen ſie zuſammen. Der Graf umarmte Eſſen mit Inbrunſt und auch Eſſen war ziemlich herzlich gegen ihn. — »Ich danke Ihnen,« ſagte er, »im Namen meiner Kinder, denn was wäre aus dieſen armen Geſchöpfen geworden, ohne Ihre und Ihres Freundes Großmuth.« Das Geſpräch wurde nach und nach immer zwangloſer, und ſie trennten ſich zu Dasdorf's Freude, als Freunde.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß Eſſen mit einem Mann, der ſeine häuslichen Verhältniſſe zerrüttete, und

den er nie geliebt hatte, ſo bald auf dieſen Fuß kommen konnte; allein theils wurde Eſſen's Groll ſchon damals ſehr vermindert, als er den Grafen in ſeinem Blute vor ſich liegen ſah; theils betrachtete er ihn als das unglückliche Opfer von Mariens liſtigen Betrug. Man rechne hiezu, wie viel der Graf durch den beſtändigen Umgang mit ſeinem Vater und mit Dasdorf gewonnen hatte, und daß er wirklich jetzt ſehr liebenswürdig war. So fand ihn auch Eſſen, als die drei Freunde den folgenden Sommer ſehr angenehm mit einander in Rom verlebten.

Dasdorf und der Graf konnten ſich nicht entſchließen, Spoleto zu verlaſſen, ſo lange Eſſen ſeiner Wunden wegen noch dort liegen bleiben mußte. So bald er aber einigermaßen wieder hergeſtellt war, machten ſie ſich ſämmtlich auf den Weg, und reiſten langſam weiter, um ihren Patienten zu ſchonen. Da ſie in Rom ankamen, nahmen ſie ihre Wohnung auf dem ſpaniſchen Platz, am Fuß des Monte Pincio; denn Johanne hatte ihnen geſchrieben, daß die Gräfin B** auch in dieſer Gegend wohne. — —

Die drei Freunde, — denn das waren ſie während ihres Aufenthalts in Spoleto geworden, — blieben unzertrennlich. Eſſen fühlte ſeit dem Tode des Herrn Groß eine Leere in ſich, die die Liebe zu ſeinen Kindern nicht ganz ausfüllen konnte, es wurde ihm daher Bedürfniß, ſich wieder an ein freundſchaftliches Herz anzuſchließen. Das-

dorf war ganz dazu gemacht, ihm Achtung und Liebe einzuflößen, er schickte sich besser als Groß dazu, sein leitender Freund zu werden. — Auch durch die Kinder wurde dieses Band noch fester geknüpft; Dasdorf liebte den jungen Groß ausnehmend, und dieser hing ganz an Vater Essen. — Der Graf fand viel Geschmack an dem kleinen Karl, und während Essen's Krankheit hatte dieser sich sehr an ihn gewöhnt; er ging viel mit ihm und Heinrich spaziren, und zeigte ihnen die schönen Gegenden um Spoleto.

Nachdem Essen ein wenig ausgeruht hatte, ging er mit Heinrich zu Johannen. Dieser Knabe war nun beinahe zwölf Jahre alt und sehr gesetzt für seine Jahre. Johanne und die Gräfin fanden ihn gut erzogen, und ließen bald die Meinung fahren, daß Essen nicht geschickt sei, die Leitung des jungen Menschen zu übernehmen; auch merkten sie wohl, daß er es sich nicht würde gefallen lassen, sein anvertrautes Gut, — wie er ihn nannte, — von sich zu geben.

Essen bat die Damen, gleich bei seinem ersten Besuch um die Erlaubniß, Herrn Dasdorf und den Grafen bei ihnen einzuführen. — Johannen war es lieb, diesen Mann wieder zu sehen, dessen Bekanntschaft sie einst nur flüchtig gemacht hatte. Denn ob er gleich die erste Ursache von dem Kummer und nachmaligem Tode ihrer Schwester war, so hatte er sich doch bei der ganzen Sache so edel betragen,

daß ſie nicht anders als ihn achten konnte. — Dieſe fünf Perſonen machten einen angenehmen Zirkel aus; in den Morgenſtunden beſuchten die Herren die Merkwürdigkeiten Roms, und die Abende brachten ſie gewöhnlich bei den Damen hin. — Hier trafen ſie oft eine junge römiſche Witwe an, mit der die Gräfin von B** ſehr viel Umgang hatte. — Die Signora Cäcilia di Gonſalva, war eine liebenswürdige Frau von ungefähr achtundzwanzig Jahren; ſie wurde in ihrer frühen Jugend an einen reichen, aber ziemlich alten und verdrießlichen Mann verheirathet, mit dem ſie viel ausſtand. Da er wußte, daß ſeine junge und ſchöne Frau ihn mit Widerwillen geheirathet hatte, ſo ließ er ſie faſt nie aus den Augen; durch dieſes läſtige Betragen hätte ſie beinahe zu einem Fehltritt verleitet werden können, den ſie außerdem nie würde begangen haben.

Ihr Mann liebte die Muſik leidenſchaftlich; ſie hatte eine ſehr ſchöne Stimme, die aber noch nicht ausgebildet war, — denn ſie wurde ſchon im fünfzehnten Jahre verheirathet. — Der Bruder der Signora, zwar ein ausſchweifender Menſch, aber wegen ſeines muſikaliſchen Talents von ſeinem Schwager geſchätzt, drang in ihn, für ſeine Frau einen Muſikmeiſter anzunehmen, den er beſtens empfahl. — Der Muſikmeiſter war ein Freund und Zechbruder des Ritters Poſanti; er hatte deſſen Schweſter einmal geſehen, ſie gefiel ihm, und da er hoffte, daß die junge ſchöne Frau eines ſo alten Mannes vielleicht einmal

ſeine Beute werden könnte, ſo lag er ſeinem Freunde ſo lange an, bis dieſer ihn ſeinem Schwager empfahl. — Da der alte Argus aber beſtändig bei den Muſikſtunden gegenwärtig war, ſo fiel es ihm ſchwer, der ſchönen Frau ſeine Neigung zu entdecken. Er ſuchte zwar mit Blicken zu ſagen, was er mit Worten nicht ſagen durfte, allein dieſe Sprache war ſeiner Schülerin noch zu fremd, als daß er damit ſo geſchwind zum Zweck hätte gelangen können. Nachdem er aber durch zärtliche Arien und feurige Muſik in der lebhaften Italienerin ein Gefühl geweckt hatte, das ihr bisher fremd geweſen, ſo wagte er es ſchriftlich ſeine Liebe zu bekennen; er ſteckte das Briefchen unter ihre Noten, ſie las und verbarg es mit großer Sorgfalt. Durch dieſen guten Erfolg aufgemuntert, wiederholte er ſeine Verſuche, und bat die Signora, endlich auch ihm zu antworten; ſie that es, und ſo entſtand nach und nach ein täglicher Briefwechſel, den ſie ſo lange ohne entdeckt zu werden fortſetzten, bis endlich der ſchändliche Muſikmeiſter Cäcilien den Vorſchlag that, mit ihm zu entfliehen. Nach einiger Weigerung willigte ſie ein; und nun ſuchte er ſie auch in ſeinen Briefen zu überreden, daß ſie ihren Mann vor ihrer Flucht beſtehlen möchte. — Sie hätte dieſes ſehr leicht bewerkſtelligen können, denn ſo großes Mißtrauen ihr Mann in ihre Liebe ſetzte, ſo feſt war ſein Vertrauen zu ihr in allen andern Dingen. Doch eben dieſes Vertrauen machte es ihr unmöglich, ihn gerade auf dieſe Art zu betrügen; ſie ſchlug es alſo ihrem Geliebten gänzlich ab.

Doch er ließ die Hoffnung so schnell nicht fahren. — Er wußte durch ihren Bruder, daß eine wohlgefüllte Schatoulle in dem Schlafzimmer der Signora stand, hierauf gründete er seine Hoffnung. Listigerweise erwähnte er seinen Vorschlag nicht mehr, drang aber in die Signora, je eher je lieber mit ihm zu fliehen. Eines Tages, als ihr Mann ihr auf's neue Proben seiner Eifersucht und üblen Laune fühlen ließ, entschloß sie sich, ihr Vorhaben nicht länger aufzuschieben; sie wußte sich den Schlüssel zu ihrem Balkon zu verschaffen, und ihr Liebhaber kam dadurch auf einer Strickleiter in ihr Zimmer. Da er nun zum ersten Mal mit ihr allein war, schloß er sie in seine Arme und küßte sie feurig. Sie, die noch nie mit einem fremden Manne allein gewesen, wurde schon dadurch, noch mehr aber durch sein freies Betragen schüchtern gemacht, so daß er viel Mühe hatte, sie bei sich zurück zu halten, denn sie war schon im Begriff zu fliehen.

Man vergesse nicht, daß sie nur noch ein halbes Kind war, und diesen Liebeshandel hauptsächlich deswegen angesponnen hatte, um das Vergnügen zu haben, ihren alten eifersüchtigen Mann zu hintergehen.

Der Musikmeister beruhigte sie endlich durch ein angenommenes ehrerbietigeres Betragen, fing aber auf's neue an, ihr Vorstellungen zu machen, daß sie nicht mit leeren Händen in die Welt gehen könnten. — »Sie solle beden-

ken," sagte er, „er sei aus einer angesehenen Familie in Neapel, habe aber wegen einer Ehrensache flüchten müssen, und sehe sich genöthigt, hier in Rom zu seiner Erhaltung in der Musik Unterricht zu geben. Nun wäre seine Sache zwar ausgemacht, und sobald er zurück käme, hätte er Geld genug; um sich aber bis dahin zu erhalten, würde es nöthig sein, die Schatoulle mitzunehmen. Bei diesen Worten bemächtigte er sich der Schatoulle; die Signora widersetzte sich, und als er sich nicht abhalten ließ, so rief sie laut um Hilfe. — Sie sagte nachher, es wäre ihr ein peinigendes Gefühl gewesen, den Verdacht auf sich zu laden, als hätte sie wollen mit dem Gelde ihres Mannes davon gehen, diesem auszuweichen, nahm sie auf nichts weiter Rücksicht. Der Mann hörte das Geschrei, und eilte schnell herbei, um seiner Frau beizustehen. — Da der Musikmeister jemand kommen hörte, sprang er auf dem nämlichen Wege davon, auf dem er gekommen war, doch war er so klug, die Schatoulle mitzunehmen, die er schon ergriffen hatte.

Der alte Gonsalvo sah, als er herein trat, noch den Schatten einer Mannsperson auf dem Balkon, und sogleich erwachte seine Eifersucht; er fragte seine Frau unter heftigem Schelten, wer bei ihr gewesen sei?

Sie merkte jetzt erst die Dummheit, die sie in der Angst begangen hatte, und wußte nicht, was sie antworten sollte;

da ihr Mann dieſe Verlegenheit ſah, ſo vergrößerte ſich ſein Verdacht, und er drang ſo heftig in ſie, daß ſie ihm endlich die ganze Geſchichte vom Anfang bis zum Ende erzählte.

Der Mann verwunderte ſich höchlichſt, daß ſie beſorgter geweſen, ihm ſein Geld, als ihre Treue zu erhalten; er fragte, ob ſie denn glaube, daß ihm an jenem Gelde mehr, als an dieſer gelegen ſei?

»Das weiß ich nicht,« erwiederte ſie, »dein Geld haſt du mir vertraut; in meine Treue hingegen haſt du beſtändig Mißtrauen geſetzt; ich habe alſo mehr Beruf, dir das anvertraute Geld zu bewahren, als dir meine Treue zu erhalten, auf die du doch nie bauteſt.« Sie ſagte das in voller Unſchuld.

Der Alte wurde durch ihre Antwort ſehr betroffen, und hörte auf, ihr übel zu begegnen. Er verſchloß den Balkon und entfernte ſich ſchweigend. — Am andern Morgen kam er ganz freundlich, und übergab ihr ſelbſt den Schlüſſel zum Balkon; von dieſer Zeit an ließ er ihr auch mehr Freiheit, als ſie jemals gehabt hatte, und ihr fiel es nie wieder ein, ihren Mann zu betrügen, vielmehr lebten ſie hernach in der glücklichſten Eintracht.

In den letzten Jahren ihrer Ehe, da ihr Mann viel Vertrauen in ſie ſetzte, geſtand er ihr, daß er den Abend, als er ſie verließ, den Vorſatz hatte, ſie in ein Kloſter zu

ſtecken. Als er aber in der Nacht ihr ganzes Betragen überlegte, ſo fand er, daß ſein Mißtrauen allein Schuld geweſen; er ſchauderte vor dem Abgrund, in den ſie ſich hätte ſtürzen können; und gelobte ſich von dem Augenblick an, über ſeine Eiferſucht Herr zu werden.

Seit einem Jahr war Cäcilie Witwe; die Gräfin B** lernte ſie kurz nach dem Tode ihres Mannes kennen, und fand Geſchmack an ihrem Umgang. Da ſie ihren Mann faſt nie verließ, ſo pflegte ſie ſich viel mit Leſen zu beſchäftigen, wodurch ihr Verſtand ſehr ausgebildet wurde; ſie hatte ſich manche nützliche Kenntniſſe erworben, und dieſe machten ſie auch zu einer angenehmen Geſellſchafterin für die drei Freunde.

Nach einiger Zeit fing die Signora an, Gefallen an dem Grafen von S** zu finden; ſeine Freunde bemerkten dies nicht ungern, beſonders wünſchte Dasdorf, daß der Graf ihre Neigung erwiedern möchte, »denn,« pflegte er oft zu ſagen, »mein Freund iſt noch zu jung, um ſein Leben in hoffnungsloſem Gram zu vertrauern.«

Er beobachtete den Grafen und Cäcilien genauer, allein bei ihm konnte er keine Neigung zu ihr entdecken. Zwar unterhielt er ſich ſehr gern mit ihr, fand aber auch das nämliche Vergnügen in der Geſellſchaft der Gräfin und Johannens, die weder ſo jung noch ſo ſchön waren als Cäcilie. Dieſe hingegen fand den Grafen täglich liebens-

würdiger. Sie glaubte, daß eine Frau von großem Vermögen, Schönheit und Geistesgaben nicht leicht in Gefahr kommen würde, abgewiesen zu werden; in diesem Vertrauen gab sie sich keine Mühe, ihre Neigung zu verbergen, so, daß der Graf sie endlich selbst bemerken mußte. — Er zog sich zurück, so viel er konnte, und brachte jetzt öfter einen gewissen Marquis del Monte mit in ihre Gesellschaften, der die Signora gesehen und sich in sie verliebt hatte.

Dieser Marquis war ein Neapolitaner, den der Graf lange kannte und schätzte, auch besaß er alle Eigenschaften, die fähig waren, das Herz einer jungen Frau zu rühren. — Der Graf hoffte, daß die feurige Liebe des jungen Neapolitaners, im Gegensatz mit seiner Kälte, von guter Wirkung bei der Signora sein würde. Doch ob gleich diese bald merkte, daß sie einen eifrigen Liebhaber an dem Marquis hatte, so zog sie ihm doch den Grafen vor, dessen Kälte sie für eine Eigenschaft hielt, die den Deutschen natürlich sei. Wahrscheinlich wäre sie nie des Marquis Frau geworden, wenn nicht ein ganz besonderer Vorfall endlich noch sein Glück befördert hätte.

Um diese Zeit nämlich kamen ihr Bruder und ihr ehemaliger Musikmeister in Rom an. — Dieser Musikmeister, der sich einst so plötzlich aus dem Zimmer der schönen Cäcilie entfernen mußte, war ein Glücksritter, und kein anderer als Graf Morelli. — Daß er das Haus seiner Schönen

verlaſſen mußte, ohne ſie mitnehmen zu können, war ihm zwar unangenehm, doch entſchädigte er ſich durch die Schatoulle mit zwanzigtauſend Scudi, die er davon brachte. — Ob er gleich dieſe Summe mit dem Ritter Poſanti, dem Bruder ſeiner Schönen, theilen mußte, ſo blieb ihm doch noch genug übrig, um an andern Orten auf einige Zeit den Grafen zu ſpielen. Endlich kam er auch nach B**, wo ihm, wie wir ſchon wiſſen, die reiche Witwe des Herrn von Roſenberg zu Theil wurde. Das Bubenſtück, wodurch er zu dieſem Glück gelangte, verhinderte ihn, es ſicher und mit Ruhe zu genießen; ſein Verbrechen führte ſeine Strafe mit ſich. — Er ſann auf Mittel, ſein Gewiſſen zu betäuben, ſtürzte ſich aus einer Zerſtreuung in die andere, doch der ſterbende Roſenberg verfolgte ihn überall.

Seine Frau, die dieſen Unmuth ſah, ohne die Urſache zu ahnen, ſchlug ihm vor, eine Reiſe zu machen, in der Hoffnung, daß das ein Mittel ſein würde, ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Der Vorſchlag war ihm ſehr willkommen, denn er hoffte ſelbſt durch die Veränderung des Orts ſeine Qual zu lindern. — Sie gingen nach Frankreich und hielten ſich eine geraume Zeit in Paris auf, wo ſie ungeheure Summen verſchwendeten, — doch auch hier wich Morelli's Trübſinn nicht.

Kurz hierauf führte er einen Plan aus, ſeine Frau zu täuſchen. Er gab vor, daß einige Unglücksfälle in ſeiner

Familie an seiner übeln Laune Schuld wären. — Sie drang darauf in ihn, mit ihm nach Italien zu seiner Familie zu gehen. — Sie versicherte, daß sie schon längst gern in dem Vaterlande ihres Mannes geglänzt hätte. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, der gräflichen Familie durch ihr bürgerliches Geld aufzuhelfen. — Sie wußte nicht, daß dieses Vermögen beinahe geschmolzen war — zum Schein willfahrte er ihrem Gesuch, doch brachte er sie nicht weiter als bis Venedig; hier gab er vor, daß er noch Briefe von seinen Verwandten erwarten müsse, die aber nie ankamen.

Sie verweilten so lange in Venedig, bis der Rest ihres Vermögens beinahe verschleudert war. Mit diesem Rest verschwand auch der Rest von Morelli's Neigung zu seiner Frau. Er fing jetzt an mit etwas ernsthaften Blicken in die Zukunft zu sehen, und hielt für's Beste, seine Frau zu verlassen, ehe sie entdeckte, wie ihre Sachen ständen.

Um sein Vorhaben zu verbergen, machte er es zur Nothwendigkeit, daß er erst allein einen Besuch bei seinen Verwandten abstatten, und sie hernach abholen müsse; sie ließ ihn ohne Verdacht von sich, und auch sein langes Außenbleiben machte sie nicht mißtrauisch gegen ihn. Nur erst, als sie durch Briefe von B** erfuhr, daß Morelli ihr Vermögen gänzlich verschwendet habe, merkte sie, wie schändlich sie von ihm betrogen war! von ihm, dem sie einst alle ihre Verhältnisse aufopferte! sie fühlte jetzt doppelt

bitter die Folgen ihrer lasterhaften Leidenschaft, da sie alle auf Rechnung desjenigen kamen, der sie zu diesen Lastern verführt hatte. Ganz überzeugt, daß sie nicht mehr an Morelli's Verrätherei zweifeln dürfe, verkaufte sie einige Kostbarkeiten, die ihr noch übrig waren, und begab sich auf den Weg nach Rom, um ihren Mann dort aufzusuchen; denn dahin hatte er seine Familie versetzt.

Morelli war indessen nach Genua gegangen, in der Absicht, ein Handwerk wieder hervor zu suchen, was er ehedem getrieben hatte; er wurde nämlich ein Spieler. — Anfangs machte er von dem kleinen Rest seines Vermögens eine Bank für geringe Leute. Als er merkte, daß ihn das Glück begünstigte, so vergrößerte er seine Bank, und spielte in den ersten Kaffeehäusern.

An einem Abend pointirte ein Römer mit auffallendem Unglück gegen ihn; die Gesichtszüge dieses Mannes kamen ihm bekannt vor. Als er ihn genau betrachtete, so entdeckte er in ihm den Ritter Posanti, der durch sein unglückliches Spiel so aus aller Fassung kam, daß er eben so wenig auf das Gesicht des Grafen achtete, als Morelli Lust hatte, sich ihm kenntlich zu machen. — Der Ritter rief endlich in Verzweiflung: va banc! ob er gleich sich ganz außer Stand befand, einen solchen Verlust auszuhalten — er verlor wieder. Jetzt würde der Verzweifelnde Hand an sich gelegt haben, wenn er nicht plötzlich in dem

Bankier seinen alten Freund erkannt hätte. Da Morelli sah, daß Posanti sich seines Gesichts erinnerte, so stellte er sich, als wenn er ihn in dem Augenblick erst bemerkt habe, und sagte zu den Umstehenden: Da dieser Herr sein alter Freund sei, so würden sie schon mit einander fertig werden. Die Spieler verliefen sich hierauf, und als nun die beiden saubern Freunde allein waren, sagte Morelli zu dem Ritter: »ich habe die Zeugen nur entfernt, um Sie mit meiner jetzigen Lage bekannt zu machen, ich bin nicht mehr der Musikus von ehemals, sondern Graf Morelli. Familienumstände nöthigten mich damals, meinen Namen zu verbergen, doch nun bin ich von diesem Zwange frei, und fordere als Graf Morelli die Bezahlung meiner Schuld.«

Der Ritter, ohne darüber in Verlegenheit zu gerathen, antwortete kalt: »daß er ihm eine Anweisung an die Schatoulle seiner Schwester geben wolle. Im Ernst,« setzte er etwas freundlicher hinzu, »meine Schwester ist Witwe, besitzt ein ansehnliches Vermögen, und wird gern für mich bezahlen.«

»Ich weiß, was Sie damit sagen wollen,« versetzte der verschmitzte Morelli, »ich habe mir längst vorgenommen, den Verlust ihrer Schwester als Mann von Ehre zu ersetzen, doch muß ich das Geld in ihre eigenen Hände lie-
, und dann fordere ich auch meine Schuld von Ihnen.«

Hiermit war dem Ritter nicht viel gedient, doch hoffte er Zeit zu gewinnen, und that ihm den Vorſchlag, mit zu ſeiner Schweſter zu reiſen. — »Vielleicht gelingt es Ihnen,« ſagte Poſanti, — »die alte Neigung wieder zu erwecken.«

Dieſer Vorſchlag ſtimmte ſo gut mit Morelli's Neigung überein, daß ſie gleich verabredeten, den folgenden Tag abzureiſen; der Ritter, in der ſüßen Hoffnung, jetzt und in Zukunft bei ſeiner Schweſter offene Kaſſe zu finden. Ob gleich Cäcilie ihren Bruder ſehr liebte, ſo kannte ſie doch ſeinen ausſchweifenden Charakter zu gut, als daß ſie Luſt gehabt hätte, ihn bei ſeinen Verſchwendungen zu unterſtützen.

Morelli, der viel Eitelkeit beſaß, fand es ſehr wahrſcheinlich, das Herz der Signora zu erobern. Um ſich ihr nun in einem vortheilhaften Lichte darzuſtellen, nahm er ſich vor, ihr das Geld zu erſetzen, was er einſt aus ihrem Zimmer mitgenommen hatte. Er rechnete gewiß darauf, daß ſie es nicht annehmen werde, wenn ſie ja ſeine Hand ausſchlüge, und hätte ſie es angenommen, ſo wäre er wohl nicht zu gewiſſenhaft geweſen, ſie mit falſchen Wechſeln zu bezahlen.

Gleich nach Ankunft der beiden Glücksritter in Rom ging Poſanti zu ſeiner Schweſter, in der Abſicht, den Grafen bei ihr zu melden; da er aber ihre deutſchen Freunde und den Marquis del Monte bei ihr fand, ſo verſchob er

ſeinen Auftrag, bis er allein mit ihr war. Er erzählte ihr dann, daß ihr ehemaliger Muſikmeiſter, den er als Graf Morelli wieder gefunden habe, mit ihm gekommen, und wünſche, ihr ſeine alte Schuld abzutragen, vielleicht auch in der Hoffnung, ſie an ein altes Verſprechen zu erinnern. »Jetzt biſt du frei,« fügte er hinzu, »und ich rathe dir wenigſtens zu ſehen, ob dein jetziger Geſchmack noch mit deinem jugendlichen übereinſtimmt. Der junge leichtſinnige Menſch iſt zu einem hübſchen ſoliden Manne gereift, und dann iſt ein Graf doch auch nicht zu verachten.«

»Das habe ich auch gedacht,« verſetzte Cäcilie, »und habe mir deswegen den Graf von S** erwählt.« — Sie ſuchte ihm hierauf die guten Eigenſchaften des Grafen auseinander zu ſetzen, denn ſie wünſchte, daß er mit ihrer Wahl zufrieden ſein möchte, weil ſie unerachtet ſeiner ausſchweifenden Lebensart eine ziemlich gute Idee von ſeinem Scharfſinn hatte. — Der Ritter hörte dies ſehr ungern, weil er fürchtete, daß unter den Umſtänden für ſeinen Freund nicht viel zu machen ſein würde, doch drang er in ſeine Schweſter, den Grafen den folgenden Tag zu ſehen. Sie willigte ungern ein, denn ſie ſchämte ſich, einen Mann wieder zu erblicken, gegen den ſie ſich einſt ſo ſchwach bewieſen hatte, doch wollte ſie ihrem Bruder dieſe Gefälligkeit nicht abſchlagen, was aber das Geld betrifft, fügte ſie hinzu, mag er es immerhin behalten. Ungeachtet dieſer Erklärung wollte Morelli die Gelegenheit nicht vor-

über gehen laſſen, der Signora einen Beweis von ſeiner guten Denkart zu geben; ſondern überreichte ihr das Geld mit zierlichen Worten, und nahm ſich zugleich die Freiheit, ſie an das Verſprechen zu erinnern, welches ſie ihm in jenen glücklichen Zeiten gethan, da es nun in ihrer Macht ſtehe, es zu erfüllen.

»Ich gab mir ſeitdem viele Mühe,« verſetzte die Signora, »jene Auftritte ganz zu vergeſſen, ich bitte Sie daher, von dem Gelde ſo wohl als von der ganzen Sache nichts mehr zu erwähnen, und mich nie wieder an jene Begebenheiten zu erinnern.« Sie ſprach dieſe Worte mit ſo viel Nachdruck aus, daß ſie glaubte, der Graf würde ſie verſtehen. Morelli aber, der ſie nicht gern verſtehen wollte, dankte ihr auf das verbindlichſte, daß ſie ihm erlaubt habe, ſie zu beſuchen, und drang noch ferner in ſie, das Geld anzunehmen; ſie glaubte endlich, daß es mit der Bezahlung ernſtlich gemeint ſei, woran ſie bisher gezweifelt hatte, auch fing ſie nach und nach an ſich zu überzeugen, daß er wohl derjenige ſein könnte, für den er ſich ausgab. Sie wurde hierauf artiger gegen ihn, bat ihn aber nochmals, daß wenn ihm ihre Geſellſchaft lieb wäre, er nichts mehr von dem Gelde erwähnen möchte. — Er gehorchte mit anſcheinendem Widerwillen.

Ihr Bruder bat ſich und den Grafen bei ihr zu Tiſche, und da er es in ſeiner Gegenwart that, ſo konnte ſie es

nicht abſchlagen. Cäcilie entfernte ſich hierauf, ſich ankleiden zu laſſen. Als die beiden Freunde allein waren, berathſchlagten ſie, was weiter zu thun? — Morelli gab dem Ritter zu erkennen, daß er wenig Hoffnung habe, die Neigung ſeiner Schweſter wieder zu erlangen, und auf dieſen Fall werden Sie wiſſen, was Sie mir ſchuldig ſind, fügte er hinzu.

»Sie müſſen mein Schwager werden,« verſetzte Poſanti, »und ſollte ich Ihnen noch einmal behilflich ſein, meine Schweſter zu entführen.«

Es konnte nicht fehlen, daß Morelli bei dieſem Geſpräch nicht zuweilen an ſeine Frau hätte denken ſollen, allein er ſuchte den Gedanken an ſie ſo gleich wieder zu verbannen. Er ließ ſie vor einem halben Jahre mit wenigem Gelde in Venedig zurück, und glaubte, daß ſie dieſes viel eher zu ihrer Rückreiſe nach Deutſchland anwenden, als ihn in Italien aufſuchen würde. Man ſollte kaum glauben, daß er leichtſinnig genug war, ganz zu vergeſſen, daß er Rom zu ſeinem Geburtsort, und zum Aufenthalt ſeiner Verwandten gemacht hatte. Ihm, an große Verbrechen gewöhnt, ſchien es eine Kleinigkeit, zwei Frauen zu haben. Nur dann konnte er es für gefährlich halten, wenn er ſich im Fall geglaubt hätte, von der erſten überraſcht zu werden, doch ein ſolcher Zufall aber kam ihm ar nicht in den Sinn.

Die Neigung, die er ehedem für die Signora hegte, fühlte er zwar jetzt nicht mehr; — er war indeſſen zu Laſtern gereift, die keine ſanfte Leidenſchaft mehr bei ihm aufkommen ließen. — Doch der Beſitz der ſchönen blühenden Frau war ihm nichts weniger als gleichgiltig, am mehreſten reizte ihn aber ihr Vermögen, denn er hatte ſich bei den Reichthümern ſeiner erſten Frau ſo ſehr daran gewöhnt, alle ſeine Wünſche zu befriedigen, daß ihm kein Verbrechen zu groß ſchien, um ſich wieder in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens zu ſetzen. Ehedem war er ein guter Wirth geweſen, aber das Bedürfniß, was er jetzt empfand, ſein Gewiſſen zu betäuben, trieb ihn, ſich mit Gewalt in alle Zerſtreuungen zu ſtürzen.

Die angenehmen Ausſichten, die Morelli jetzt vorſchwebten, heiterten ihn auf; er war von ſo guter Laune, daß Cäcilie Geſchmack an ſeiner Geſellſchaft fand. Poſanti und Morelli bemerkten es mit vielem Vergnügen, und ſchöpften die Hoffnung, noch zu ihrem Zweck zu gelangen. Cäcilie vermehrte noch ihre Zuverſicht dadurch, daß ſie den Grafen auf den folgenden Abend zu einem Feſte einlud, was ſie ihren Freunden auf ihrer Villa geben wollte.

Am Abend dieſes Tages beſuchte Cäcilie in Geſellſchaft der Gräfin von B**, Johannens und ihrer drei Freunde, die Oper; Poſanti und Morelli waren auch dort, und letzterer ſah mit großem Schrecken den von den Todten er-

ſtandenen Eſſen und den Grafen von S**, in der Geſellſchaft ſeiner neuen Gebieterin. Der Ritter wollte ihn gleich zu ſeiner Schweſter führen; Morelli entſchuldigte ſich und fragte ihn nach den Namen der Herren, die ſich in ihrer Geſellſchaft befanden? Sein Freund nannte ſie ihm und entdeckte ihm auch zugleich, daß er an dem Grafen von S** einen gefährlichen Nebenbuhler habe. Dieſe Nachricht ſo wohl als die Gegenwart des Herrn von Eſſen, machten ihn ſehr beſtürzt, und doch war es noch nicht das Schlimmſte, was ihm heute begegnen ſollte.

Beim Herausgehen aus der Oper, als er ſich ſchon vom Ritter getrennt hatte, ergriff ihn eine verſchleierte Frauensperſon beim Arm und bat ihn in ſchlechtem Italieniſchen und mit verſtellter Stimme, ſie nach Hauſe zu führen. Er fragte, wo ſie wohne? und ſie nannte ihn einen Gaſthof, der nicht weit von dem ſeinigen entfernt war. Da er ſie vor die Thür geführt hatte, wollte er von ihr Abſchied nehmen, doch ſie nöthigte ihn mit ihr auf ihr Zimmer zu gehen; hier bat ſie ihn um ſeinen Schutz gegen einen Böſewicht, der ſie unglücklich gemacht habe. Da ihm die Dame ſchön zu ſein ſchien, ſo erwartete er ein angenehmes Abenteuer, und verſprach ihr, ſie zu ſchützen, wenn es in ſeinem Vermögen ſtände.

»Sie allein können mir Recht verſchaffen,« erwiederte ſie, »hören Sie meine Geſchichte: — Ich war ehedem die

Frau eines reichen Kaufmanns in Venedig, der mich zärtlich liebte, und ob er gleich viel älter war als ich, so führte ich doch eine glückliche Ehe mit ihm, bis ein junger Franzos in unſer Haus kam. Dieſer fand Mittel, mein Herz und meine Tugend zu beſiegen; wir lebten mehrere Jahre in einem ſträflichen Verhältniſſe, bis mein Mann ſtarb, nun gab ich ihm meine Hand, und mit ihr wurde er Herr meines Vermögens. Ich hoffte, ihn durch die Erfüllung ſeiner Wünſche glücklich zu machen, er wurde aber immer mürriſcher. Ihn aufzuheitern, ging ich mit ihm auf Reiſen; wir durchzogen mit großem Aufwande Frankreich und Italien, und mein Vermögen ſchmolz, ohne daß ich davon etwas ahnete. Vor einem halben Jahre brachte er mich hieher, und verließ mich unter dem Vorwande, ſeine Verwandten zu beſuchen. Nach ſeiner Abreiſe entdeckte ich erſt, daß ich um Alles gekommen war; nun erſt vermuthete ich, daß dieſer Treuloſe mich ſchändlich verlaſſen habe. — Ich reiſte ihm nach, doch ohne ihn zu finden, und kam, meiner vergeblichen Nachforſchungen müde, geſtern wieder hier an; heute Abend beſuchte ich die Oper, und entdeckte den Böſewicht.“ — — Hier hielt ſie inne, um zu ſehen, was die Erzählung bei Morelli bewirken würde, denn ſie hatte ſchon bemerkt, daß ſeine Verlegenheit ſtieg, je weiter ſie in ihrer Erzählung kam. Ungeachtet ihrer verſtellten Stimme und der fremden Namen und Oerter, die ſie in ihrer Geſchichte untergeſchoben hatte, erkannte Morelli, ſo gut wie der Leſer, — in dieſer Verſchleierten ſeine Frau,

nur die Urſache ſah er nicht ein, warum ſie ſich ihm nicht gleich zu erkennen gab.

Als ſie mit Hilfe des wenigen aus ihrem Schmucke gelöſten Geldes, und von einem einzigen Mädchen begleitet, in Rom ankam, konnte ſie weder ihn noch ſeine Familie ausfragen. Noch immer ſuchte ſie ſich zu überreden, daß nicht Untreue, ſondern irgend ein Unglücksfall ihn von ihr entfernt hielte. An einem Abend bald nach ihrer Ankunft beſuchte ſie die Oper, wo ſie ihren Mann ſehr bald erblickte. Während dem Stück dachte ſie ſich die Rolle aus, die ſie ſpielen wollte, denn aus dem Eindruck, den ihre Erzählung auf ihn machte, glaubte ſie ſeine wahren Geſinnungen errathen zu können.

Dieſe Liſt gelang ihr nur zu gut, und ſie ſah deutlich, daß ihr Mann durch dieſe Ueberraſchung mehr erſchreckt als erfreut wurde; daß er mit Fleiß vermied, ſie zu erkennen, und daß er darauf dachte, Zeit zu gewinnen, ſie vielleicht auf's neue zu hintergehen. »Und dieſer Böſewicht biſt du!« ſagte ſie endlich, indem ſie ihren Schleier zurück ſchlug.

Ungeachtet Morelli ſchon ſeit einigen Minuten wußte, daß ſeine Frau vor ihm ſtand, ſo erſchreckte ihn doch ihr Anblick ſo ſehr, daß dieſer ausgelernte Böſewicht nicht gleich wußte, was er ſagen ſollte. Nachdem er ſich erholt hatte, verſicherte er, daß er über ihre Ankunft nur deswegen erwundert geweſen, weil er ihr verſchiedene Mal geſchrie-

ben, und zugleich von einem Plan Nachricht gegeben, den sie durch ihre Ankunft zerstören würde. Christiane war jetzt klug genug um einzusehen, daß sie von ihm betrogen war, sie hielt aber für besser, sich gegen ihn eben so zu verstellen, als er es gegen sie that; sie bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn in so bösem Verdacht gehabt, und versprach heilig, daß sie seine Pläne in nichts stören wolle. »Im Fall du,« setzte sie mit bedeutendem Tone hinzu, »dich so gegen mich beträgst, wie ich es erwarten kann; so lange ich mich von deiner Liebe versichert halten kann, will ich mich in alles fügen.« — Wie wohl beide Theile wußten, was sie von einander zu halten hatten, so hielten sie es doch für rathsam, es nicht zu einer Erklärung kommen zu lassen.

Nachdem sie sich nun zum Schein gefreut hatten, sich gesund wieder zu sehen, so wünschte Christiane den Plan ihres Mannes zu wissen, und er erzählte ihr folgendes Mährchen: — »Als ich hier ankam, fand ich meine Verwandten sehr willig, dich unter sich aufzunehmen, und ob ich ihnen gleich entdecken mußte, daß wir beide unser Vermögen verloren haben, so fand ich doch die freundschaftlichste Aufnahme bei ihnen. Ich war schon im Begriff dich zur Reise hieher aufzufordern, als eine reiche Tante von uns ankam, die über meine Heirath ganz anders dachte, als meine übrigen Verwandten; diese liebe Person versicherte mich, daß auf den Fall, daß ich ihr meine Frau unter die Augen brächte, ich nie einen Heller von ihr erben würde.

— Bei ihrem hohen Alter und Kränklichkeit hielt ich es der Klugheit gemäß, ihren Tod abzuwarten, ehe ich dich hieher kommen ließ.»

Chriſtiane ſtellte ſich als glaubte ſie ihm, meinte aber, daß ſie ganz ſicher wäre, hier von niemand erkannt zu werden.

»Nicht ſo ſicher als du glaubſt,» verſetzte Morelli; »unſer Todfeind Eſſen iſt hier, nebſt dem Grafen von S**, ſie ſind an allen öffentlichen Orten, und wenn du dich irgendwo ſehen läßt, ſo ſind wir gleich verrathen.»

Chriſtiane vermuthete, daß an den Erzählungen ihres Mannes doch wohl etwas wahr ſein könnte, und verſprach ihm daher, daß, — ſo lange er aufrichtig gegen ſie wäre, — ſie ſeinen Plänen nichts in den Weg legen wolle; »ſo bald du mich aber betrügſt,» ſetzte ſie mit grimmigen Blicken hinzu, »handle ich als deine erklärte Feindin.» Er ſuchte ſie zu beruhigen und ſie ſchieden, dem Scheine nach, als Freunde von einander.

Da Chriſtiane ihr ſehr liſtiges Mädchen abgerichtet hatte, den Bedienten ihres Mannes auszuforſchen, ſo erfuhr ſie noch an demſelben Abend, welches Handwerk er in Genua getrieben, und daß er erſt ſeit wenigen Tagen hier in Rom angelangt ſei. — Durch die Schändlichkeit dieſes Betrügers wurde ſie ſo angegriffen, daß ſie ohnmächtig vom

Stuhl fiel; ihr Mädchen hatte Mühe sie wieder in's Leben zu bringen. Jetzt fühlte sie tief, in welchen Abgrund sie sich durch ihre Laster gestürzt hatte. Sie befand sich in einem fremden Lande, von aller Welt verlassen. Im Uebermaß ihres Schmerzes rief sie: Ach Essen und Louise! das habe ich um euch verdient! —

Ihr sauberer Gemahl schmiedete indessen neue Anschläge, sich aus dem Labyrinth zu ziehen, in das er sich gestürzt hatte. Er war nun mit drei Personen umgeben, die seinem Glück bei der Signora hinderlich sein konnten; von seiner Frau fürchtete er am wenigsten; sie war hier zu unbekannt, als daß ihr nicht selbst daran liegen mußte, mit ihm gut zu stehen; er hielt es für unmöglich, daß sie von seinem Handlungen mehr erfahren könne, als was er ihr selbst sagte; am Ende, dünkte ihn, würde es wohl das Beste sein, wenn er sie aufheben und in ein Kloster stecken ließe. — Auch Essen fürchtete er nicht so sehr, als den Grafen von S**, denn Essen wußte ja nach seiner Meinung nicht, durch welche Verbrechen er in dem Besitz des Vermögens seines Onkels gekommen war. Der Graf von S** schien ihm der gefährlichste seiner Feinde zu sein. Ein hübscher Mann, der noch nicht dreißig Jahre hat, ist immer ein gefährlicher Nebenbuhler. Nach langem Ueberlegen hielt er für's Beste, dem Ritter diese beiden Leute verdächtig zu machen.

Als der Ritter am folgenden Morgen zu Morelli kam, fragte ihn dieſer über die Geſellſchaft, in der er ſeine Schweſter den Abend zuvor geſehen hatte; er ſchien ſich ſehr zu wundern, daß ſie mit dieſen Leuten umgehen möchte; »es ſind Betrüger,« fügte er hinzu, »ich habe ſo wohl den Grafen als den Herrn von Eſſen ſehr gut gekannt; beide hatten ein Duell mit einander, wobei der eine auf der Stelle blieb, und der andere an ſeinen Wunden ſtarb.« Dem Ritter war dieſe Nachricht ſehr willkommen; er nahm ſich nicht die Mühe, ſie weiter zu unterſuchen, und verſprach, ſie ſeiner Schweſter noch an dem nämlichen Tage mitzutheilen. Mit dieſem feſten Vorſatze fuhr er früher nach der Villa, wohin ſeine Schweſter vorangegangen war. Nur zu ſehr verdarb er ihr durch ſeine Nachricht die Freude für den ganzen Abend. Sie konnte zwar unmöglich glauben, daß dieſer junge Mann und ſein edler Freund Betrüger wären, da ſie aber von dem Duell auch ſchon etwas gehört hatte, ſo wußte ſie nicht recht, was ſie denken ſollte, und nahm ſich vor, der Gräfin die ganze Sache zu entdecken.

Morelli erſchien zwar auch bei dieſem Feſte, aber maskirt. Er überreichte der Signora ein galantes Sonnet, das er auf ſie gemacht hatte, ſie erkannte ihn, und drang in ihn, ſich zu entlarven. Morelli hielt für rathſamer es nicht zu thun, und verlor ſich unter dem großen Haufen, wo niemand als der Ritter ihn kannte.

So bald es der Signora möglich war, nahm ſie die Gräfin von B** allein mit ſich in eine abgelegene Allee des Gartens und erzählte ihr, was ihr Bruder ihr vom Grafen und Eſſen vertraut hatte. Die Signora wollte wiſſen, ob ſie die Herren aus ihrem Vaterlande her kenne? die Gräfin verneinte es, doch verſicherte ſie, daß ſie nicht die geringſte Urſache habe zu zweifeln, daß ſie wirklich diejenigen wären, für die ſie ſich ausgeben. Das vorgefallene Duell bekräftigte ſie ebenfalls, nur den Ausgang erzählte ſie ihr ſo wie Dasdorf ihn aus dem Munde des Grafen hatte. Einer Italienerin mußte es allerdings verdächtig ſein, daß zwei Männer, die einſt Todfeinde geweſen, jetzt ſo freundſchaftlich mit einander leben ſollten; hiezu kam noch, daß der Graf von S**, um ſeinem Freunde del Monte nicht im Wege zu ſtehen, gegen die Signora immer kälter wurde. Alles|dies zuſammen genommen, machte, daß ſie Zweifel in die Rechtſchaffenheit der beiden Freunde ſetzte. »Mein Bruder,« ſagte ſie, »ſoll die Sache genauer unterſuchen.«

Unglücklicherweiſe hörte der Graf von S**, der in einer Seitenallee ging, den letzten Theil dieſes Geſprächs, und ſah ſchon mit großem Zorn den Verleumder Poſanti an, — denn dafür hielt er ihn, — als dieſer ſich ihm näherte, um den Auftrag ſeiner Schweſter auszurichten. Es war natürlich, daß ſie bald in Wortwechſel geriethen, der ſo heftig wurde, daß der Graf den Ritter herausforderte. Dieſer nahm zum Schein die Ausforderung an, denn ob

er gleich wenig Muth hatte, ſo wußte er doch, daß es in Italien Mittel gibt, ſich einen Feind vom Halſe zu ſchaffen, ohne ſein eigenes Leben in Gefahr zu ſetzen. Da ſein Feind noch in dieſer Nacht von der Villa nach der Stadt reiſen mußte, ſo hielt er nichts für leichter, als ihn auf dieſem Wege aus der Welt ſchaffen zu laſſen; er redete deshalb mit ſeinem Bedienten, der ihm in ſolchen Fällen ſchon öfter gedient hatte, die Sache ab.

Als er ſeine Einrichtung getroffen, erzählte er Morelli was vorgefallen war. Morelli bat ihn dringend, den andern Betrüger, — ſo nannte er Eſſen, — zugleich mit aus der Welt zu ſchaffen, weil ein ſo ſchlechter Menſch doch nur eine Laſt der Erde ſei. Der Ritter aber, den Eſſen nicht beleidigt hatte, wollte ſich nicht gleich dazu entſchließen, auch würde er, wenn er nicht etwas betrunken geweſen, ſich gar nicht darauf eingelaſſen haben. Uebrigens konnte es faſt nicht anders ſein, als daß ſie beide zugleich angegriffen wurden, weil ſie allein in einem Wagen fuhren, Dasdorf und die Kinder fuhren mit den Damen.

Als ſie ſich einſetzen wollten, bemerkte Friedrich, daß ſie einen andern Kutſcher hatten, und da er ſich nach dem ihrigen erkundigte, ſo wurde ihm geſagt, der Kutſcher wäre ſo betrunken, daß er nicht auf den Beinen ſtehen könnte. Als er bei genauer Unterſuchung die Sache richtig fand, kam es ihm zwar nicht verdächtig vor, doch hielt er

für gut, seinen Herrn davon zu unterrichten. Dieser hatte sich seit dem Ueberfall bei Spoleto vorgenommen, nie mehr ohne geladene Pistolen zu sein, so lange er in Italien reiste; zum Glück dehnte Friedrich dieses auch auf die Spazirfahrten aus. — Durch die Erkundigungen nach dem Kutscher hatten sich unsere Freunde so verspätet, daß ihr Wagen lange nach den andern abfuhr, sie bemerkten also nicht, daß der Kutscher von dem rechten Wege abgekommen war; nur erst, als sie hinter einem verfallenem Kloster wegfuhren, das sie eigentlich hätten müssen linker Hand liegen lassen, sahen sie den Unterschied des Weges. Sie setzten den Kutscher darüber zur Rede; als sie noch mit ihm im heftigsten Streite waren, sprangen zwei Kerls hinter der Mauer hervor und kamen mit gespannten Pistolen auf sie zu. Der Kutscher hielt; Friedrich, der immer auf seiner Hut war, warf ihn unvermuthet vom Bock herunter, ergriff die Zügel, und wollte in dem Augenblick davon jagen, als die beiden Kerls den Wagen erreichten. Er hörte hinter sich zwei Schüsse fallen, und sah sich furchtsam um, weil er befürchtete, daß seine beiden Herrn erschossen wären. Gewiß würde es auch geschehen sein, wenn nicht Friedrich, indem er die Zügel ergriff, mit dem Wagen vorgerückt wäre, dadurch verfehlten die Banditen ihre Schlachtopfer, und unsere beiden Freunde gewannen Zeit, auch ihre Pistolen abzuschießen, wodurch einer dieser Kerls erlegt wurde. Als Friedrich sah, daß seine beiden Herren am Leben waren, jagte er so schnell davon, daß der lebende Ban-

dit, ungeachtet aller Mühe, die er ſich gab, ſie nicht mehr erreichen konnte. Auf dem Wege beſchloſſen ſie ſogleich zum Marquis del Monte zu fahren, und ſich bei ihm Rath zu holen, wie ſie ſich bei dieſer Sache zu verhalten hätten; denn daß es darauf abgeſehen geweſen, ſie in die Falle zu locken, blieb ihnen nicht mehr zweifelhaft.

Sie fanden del Monte noch wach, und in einiger Unruhe; als ſie zu ihm kamen, empfing er ſie mit unbeſchreiblicher Freude, hörte ihre Erzählung ſehr aufmerkſam an, und da ſie geendigt hatten, fragte er, ob ſie ſich bewußt wären, Feinde in Rom zu haben. Eſſen verſicherte, daß er niemand Gelegenheit gegeben habe, Rache an ihm zu nehmen; »und doch,« ſagte der Graf, »haben wir Feinde hier.« Er erzählte ihnen hierauf, was er von dem Geſpräch der Signora gehört hatte, und ſeine Erklärung, die er darüber mit dem Ritter gehabt. — »Wahrſcheinlich iſt dann der Ritter der Stifter dieſes Ueberfalls, und da Sie einen dieſer Banditen getödtet haben, ſo werden dieſe verworfenen Menſchen ſich alle Mühe geben, ihren Kameraden zu rächen. Sie berathſchlagten noch lange, was zu thun wäre; del Monte rieth dem Grafen ſehr dringend, daß er das Duell mit dem Ritter aufgeben ſolle. Als ſich der Graf dazu nicht entſchließen wollte, beſtand er darauf, daß er wenigſtens in ſtarker Begleitung hingehen ſollte, weil er gewiß verſichert ſein könne, daß der Ritter, wenn ſich ſtelle, einen Hinterhalt haben werde.

Nachdem sie die Sache ausgemacht hatten, sagte ihnen der Marquis, daß in dem Zimmer gleich neben dem seinigen Personen wohnen müßten, denen sie bekannt wären, und sogar müßten es Landsleute von ihnen sein, sie sprächen deutsch, auch habe er ihre Namen oft und mit Heftigkeit aussprechen hören; eine Stimme schien eine weibliche, die andere eine männliche zu sein; am Ende hätte die männliche ganz deutlich und auf Italienisch ausgerufen: S** und Essen müssen sterben, oder sind hoffentlich schon todt! »Hieraus können Sie sich die Freude erklären, die ich empfand, als Sie lebendig hereintraten.« — Del Monte's Erzählung machte unsere zwei Freunde sehr aufmerksam, und beide beschlossen bei dem Marquis zu bleiben, bis es Tag geworden. Sie wollten alsdann geradezu in das benachtbarte Zimmer gehen, denn sie hielten für's Beste, ihren Feind so bald als möglich unter die Augen zu treten. Sie schickten indessen Friedrich an Dasdorf, den sie über ihre Abwesenheit beruhigen wollten.

Das Gespräch, was del Monte mit angehört hatte, ohne es zu verstehen, war zwischen Morelli und seiner Frau. Als er von der Villa zurück kam, fiel ihm ein, daß er seine Frau den ganzen Tag nicht besucht hatte; er beschloß daher, noch diesen Abend zu ihr zu gehen, am meisten in der Absicht, zu verhindern, daß sie sich nicht auf's neue Mühe geben möchte, ihn auszukundschaften. Er war etwas betrunken, wurde dadurch sehr offen, und erzählte

ihr, ohne zu überlegen, daß der Graf S** seinen Freund, einen gewissen Ritter Posanti, beleidigt, und daß dieser eben jetzt ihn und Essen aus der Welt schaffen ließe. — Christiane schauderte bei dieser Erzählung, und sagte mit Heftigkeit zu ihrem Manne, wenn ihn auch der Graf beleidigte, was that ihm denn Essen? »Ihm nichts,« versetzte Morelli, »aber mir desto mehr.« »Also du bist es, der ihn mordet!« rief Christiane mit Abscheu. — Morelli schwieg und sie fuhr fort: — »daß wir ihn für todt ausgaben, und ein Vermögen an uns bringen wollten, das ihm nicht geradezu gehörte, war vielleicht nicht Recht, doch schadete es ihm nicht, da er sich ohnehin nicht wieder hat sehen lassen. Ganz etwas anders ist, es ihn gewaltsam zu morden, um hier mit mehrerer Sicherheit leben zu können; eine solche That ist abscheulich!«

Morelli schied mit den Worten von ihr, die der Marquis gehört hatte. Christiane brachte die Nacht in einer traurigen Lage hin. Sie hatte zwar selbst manche schlechte Handlung mit ihm begangen, manche Verleumdung und Betrügerei mit ihm ausgesonnen, allein diese Kleinigkeiten wußte sie doch immer noch bei sich zu entschuldigen. Aber der Gedanke, jemanden geradezu das Leben zu rauben, der ihr nicht einmal mehr schaden konnte, war ihr fürchterlich! Sie war der Meinung, wenn sie auch von Essen entdeckt würden, daß er doch kein Recht hätte, Forderungen an sie zu machen; Rosenberg hatte sein Vermögen nicht ihm, son-

dern ihr vererbt, und Essen konnte nicht wissen, daß sie und Morelli ihn für todt ausgaben. Sie hatte zwar Essen lange gehasset, aber jetzt schien ihre erste Neigung für ihn wieder aufzuwachen, nachdem sie deutlich sah, daß ihr Mann sie so wenig liebte, und daß er vielleicht nur auf eine günstige Gelegenheit warte, sich auch ihrer Person zu entledigen. Sie würde gern in dem Augenblick alles mögliche gethan haben, Essen zu retten! sie durchwachte die ganze Nacht in unbeschreiblicher Angst über sein Schicksal, vielleicht aber auch noch mehr über das, was ihr selbst bevorstand. Sie beschloß Rom so geschwind als möglich zu verlassen, da sie ihrem Manne nur im Wege war. Hiezu kam noch, daß sie sich mit wenigem Gelde weit von ihrem Vaterlande entfernt befand, und auch dort hatte sie nichts mehr zu hoffen. Obgleich ihre Mutter noch am Leben war, so standen sie doch seit ihrer zweiten Heirath, die von der Mutter gemißbilligt wurde, nicht auf dem besten Fuße; sie wußte also nicht, ob sie jetzt, — nach dieser großen Veränderung ihres Schicksals, die durch diese Heirath veranlaßt wurde, — noch günstig von ihr aufgenommen werden würde. — Sie selbst hatte nie Kinder gehabt, sonst würde sie gewußt haben, was eine Mutter für ihre Kinder fühlt, und es wäre ihr gewiß nicht fremd gewesen, daß das mütterliche Herz allezeit zum Vergeben bereit ist.

Alle diese Betrachtungen griffen Christianen so sehr an, daß sie in ein Fieber verfiel, und in dem Zustande fan-

den sie die drei Herren, als sie, ihrem Vorsatz zu Folge, des Morgens in ihr Zimmer drangen.

Christianens Mädchen wollte sie nicht hinein lassen, und versicherte, daß niemand als eine kranke Dame im Zimmer wäre; doch man hielt dies für einen leeren Vorwand und brauchte Gewalt. Christiane sah die drei Herren herein dringen, glaubte in der Fieberhitze, daß es Mörder wären, die ihr Mann an sie abgeschickt hätte, und verbarg sich laut aufschreiend tief in ihrem Bett. Da nun wirklich niemand als diese kranke Frau im Zimmer war, so fragten die Herren Christianens Mädchen, wer diese Nacht bei der Dame gewesen sei? — »Niemand als der Graf,« versetzte das Mädchen. — »Wer ist dieser Graf?« fragte Essen. »Graf Morelli,« sagte das Mädchen in der Bestürzung. »Und diese Dame ist vielleicht seine Frau?« fragte er weiter.

Das Mädchen hatte sich indessen von ihrem Schrecken etwas erholt, und es fiel ihr ein, daß der Graf seiner Frau verboten, sich zu erkennen zu geben, sie gab also vor, es sei nur eine Freundin des Grafen.

Graf S** sagte dem Mädchen, daß sie ihre Dame nothwendig sprechen müßten; das Mädchen setzte sich standhaft dawider, und beschrieb den Fieberanfall so lebhaft, daß sie glaubten, es würde vor der Hand nichts aus ihr zu bringen sein. Sie berathschlagten sich unter-

einander und beſchloſſen endlich, daß del Monte zu Hauſe bleiben, und durch ſeinen Bedienten das Zimmer bewachen laſſen ſollte. Eſſen ſagte, dieſes Fieber kann nicht ewig dauern; und, da ich nun weiß, daß es Morelli war, der mein Todesurtheil ſprach, ſo muß ich nothwendig mehr von dieſer Sache erfahren. Mit dieſen Worten verließen ſie das Zimmer, und nahmen bald darauf vom Marquis Abſchied.

Als Chriſtiane hörte, daß ſie ſich entfernten, ſo ſtreckte ſie mit großer Schüchternheit den Kopf unter ihrer Decke hervor. Zuerſt verſteckte ſie ſich darunter aus Furcht vor Mördern, nachher wollte ſie es aber nicht wagen, ſich vor Eſſen ſehen zu laſſen, den ſie an der Stimme erkannte. Ob ſie gleich ſehr erfreut war, ihn noch am Leben zu wiſſen, ſo hatte ſie doch nicht Muth genug, ihm unter die Augen zu kommen.

Nachdem ſie von ihrem Mädchen gehört, daß einer der Herren ein Italiener, und daß ihm die Wache ihres Zimmers aufgetragen wäre, ſo entſchloß ſie ſich mit ihm zu ſprechen, und durch ihn den Grafen und den Herrn von Eſſen warnen zu laſſen. Dem zu Folge ließ ſie ihn erſuchen zu ihr zu kommen. Als er herein trat, empfing ſie ihn mit folgenden Worten: »Die Art, mit der Sie ſich Ihrer beiden Freunde annehmen, läßt mich hoffen, daß Sie ein großmüthiges Herz haben, und im Vertrauen auf die-

ſes will ich Ihnen entdecken, was ich von dem Vorhaben des Grafen weiß. Nur müſſen Sie mir zuvor verſprechen, ihren Freunden nicht zu ſagen, wer ich bin.» Der Marquis verſprach es ihr feierlich. Sie erzählte ihm hierauf ihre ganze Geſchichte (doch ſo, daß ſie dabei in keinem ungünſtigen Lichte erſchien), ihre vormaligen Verhältniſſe mit Eſſen, und Poſanti's und Morelli's Mordbeſchlüſſe. Sie nahm den Marquis für ſich ein, er bedauerte ihr Unglück, und verſprach, ſeine Freunde abzuhalten, daß ſie nicht wieder zu ihr kämen.

Da er vermuthete, daß dieſer Graf Morelli der Urheber der Verleumdung gegen Eſſen und S** ſein müſſe, ſo entdeckte er dies Chriſtianen; ſie beſtätigte ihn in der Vermuthung. Er entſchloß ſich ſogleich zu ſeinen Freunden zu gehen, um ihnen dieſe Entdeckung mitzutheilen; nahm ſich aber vor, es geheim zu halten, wer die kranke Frau eigentlich ſei. Auf Chriſtianens Bitte lies er zu ihrem Schutz einen ſeiner treueſten Leute zurück.

Er fand ſeine drei Freunde ſchon bei der Gräfin B**, ſie erzählten ihm, daß, da ſie den Ritter Poſanti vergebens erwartet hätten, es ihnen noch wahrſcheinlicher geworden ſei, daß er der Urheber des Ueberfalls geweſen. Sie hätten ſich nun vorgenommen, ſich nicht weiter um ihn zu bekümmern, ſondern blos auf ihrer Hut zu ſein.

Durch die Nachricht des Marquis wurde ihre Vermuthung zur Gewißheit, und die Gräfin B** beſchloß, ihrer Freundin Cäcilie das Verſtändniß zu öffnen.

Man war neugierig zu wiſſen, womit der ſanfte Eſſen dieſen Morelli ſo tödtlich beleidigt haben könne? Er erzählte ihnen den Theil ſeiner Geſchichte, der fähig war, dieſen Böſewicht zu charakteriſiren. Hierdurch lernte auch del Monte deſſen Frau näher kennen, blieb aber doch ſeinem Verſprechen treu und verrieth ſie nicht, ſondern nahm ſich vor, ſie genauer zu beobachten.

Als Morelli ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, war er ſehr verdrießlich, daß er ſeiner Frau einen Theil ſeiner Geheimniſſe entdeckt hatte; noch mehr aber, daß ſie es gewagt hatte, ihm zu widerſprechen; hier fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch die Seele, Chriſtianen ihrem Roſenberg nachzuſchicken; ganz reif wurde er aber jetzt noch nicht, weil er durch den Beſuch des Ritters geſtört wurde. Der Ritter klagte, daß der Ueberfall nicht gelungen, und hielt für rathſam, daß er nun eilen müſſe, ſich ſeiner Schweſter mit Gewalt zu bemächtigen. — Dieſen Abend wird ſie von ihrer Villa wieder nach der Stadt kommen, fügte er hinzu, und auf dieſem Wege iſt die Sache am beſten zu machen. Ich hole ſie ab und da wiſſen Sie ſchon, daß Sie auf keinen Widerſtand zu rechnen haben, wir bringen ſie auf einige Zeit nach ***, dort laſſen Sie ſich mit ihr trauen und kommen dann als das zärtlichſte Paar zurück.

Der Vorſchlag gefiel Morelli wohl; ſie redeten die Sache weiter ab, und Morelli beſchloß den Tag über ſeine Vorkehrungen zu treffen. Da er noch Beiſtand brauchte, ſo entdeckte er ſich einem Bedienten, auf deſſen Treue er glaubte, ganz rechnen zu können; er hatte ſie ſchon oft erprobt und konnte nicht vermuthen, daß die Liebe zu Chriſtianens Mädchen dieſe Treue erſchüttert hatte.

Der Bediente machte ihm den Einwurf, daß er ja ſchon verheirathet wäre, allein er erwiederte, daß dieſe Ehe hier nicht für giltig angeſehen würde, weil ſie nach den Regeln der proteſtantiſchen Kirche getraut wären. Der Bediente lies ſich damit begnügen, als er aber zu ſeiner Geliebten kam, ermangelte er nicht, ſich ſein Geheimniß abfragen und abküſſen zu laſſen; das Mädchen hinterbrachte es ſchnell ihrer Herrſchaft, und dieſe lies ſogleich den Marquis zu ſich rufen und eilte es ihm zu entdecken. — Sie wußte zwar nicht, wie nahe er bei dieſer Sache intereſſirt war, doch bemerkte ſie den heftigen Eindruck, den die Nachricht auf ihn machte. Verſchiedene Empfindungen ſtritten in ſeiner Seele, Freude und Angſt wechſelten bei ihm, er freute ſich, daß der Zufall ihm Gelegenheit gab, ſich um die Signora verdient zu machen, und doch fürchtete er auch, daß ſein Plan mißlingen, und der von ſeinen Feinden glücken könnte. Er verlies Chriſtianen in großer Bewegung, um ſeine Anſtalten auf die Nacht zu treffen.

Gegen Abend beſuchte Morelli ſeine Frau noch einmal; da er ſah, daß ſie krank war, ſann er einen Augenblick nach und verlies ſie. Er gab vor, daß er ihr eine beruhigende Arznei verſchaffen wolle; »einen Doktor,« fügte er hinzu, »darf ich dir nicht ſchicken, damit wir nicht verrathen werden, denn unſere Feinde leben noch, und da es ſo gekommen iſt, ſo ſchätze ich es für ein Glück, den Tod dieſer Menſchen nicht auf meiner Seele zu haben, — ſetzte der Heuchler hinzu, — der Wein hatte geſtern meine Sinne umnebelt, und nur in dieſem Zuſtande wäre ich fähig geweſen, ein ſolches Verbrechen zu begehen.«

Wenn Chriſtiane nicht ſchon durch Morelli's Bedienten das Geheimniß der künftigen Nacht gewußt hätte, ſo würde ſie ihm geglaubt haben, doch jetzt ſtellte ſie ſich nur ſo. Morelli verließ ſie hierauf, kam aber eilig zurück mit einer Arzenei, die er ihr ſehr empfahl. Seine zu große Sorgfalt für ihre Geſundheit war ihr verdächtig, da ſie wußte, wie treulos er an ihr handeln wollte. Als er ihr die Tropfen mit Waſſer vermiſcht reichte, ſtellte ſie das Glas neben ſich und verſprach, ſie bald zu nehmen; er empfahl ihrem Mädchen noch beim Weggehen die Arzenei, und nahm mit vieler Zärtlichkeit von Chriſtianen Abſchied. Er hatte es beinahe ſo weit gebracht, daß ſie glaubte, von ihrem Mädchen betrogen zu ſein, welche aber durch ihr dringendes Bitten doch bewirkte, daß Chriſtiane Bedenken

trug, die Arzenei eher zu nehmen, bis ſie das Ende der nächtlichen Unternehmung wüßte.

Krank und unter traurigen Betrachtungen durchwachte ſie einen Theil der Nacht, und da ſie endlich einſchlief, träumte ihr, daß ſie ſich bei ihrem erſten Mann befände, welcher ihr über ihr Betragen die bitterſten Vorwürfe machte, von denen ſie bis zu Thränen gerührt wurde. Morelli trat mit einem Becher Wein in der Hand zu ihr, und reichte ihr ſolchen mit den Worten: —— „dieſer Trank wird deinen Gram verſcheuchen," ſie wollte trinken, doch Roſenberg hielt ihren Arm zurück, und ſagte, trink nicht, er bringt dir Gift. Morelli fand ſich dadurch beleidigt, und zuckte den Dolch gegen Roſenberg; dieſer rief um Hilfe, und es entſtand ein Lärm im Hauſe, der Chriſtianen erweckte.

Da ſie ſchon erwacht war, glaubte ſie noch immer zu träumen, denn ſie hörte den Lärm vor der Thür ihres Zimmers; bald darauf öffnete ſich die Thür und man brachte Morelli verwundet herein. Da Chriſtiane vermuthen konnte, daß ſein Zuſtand eine Folge der Entdeckung wäre, die ſie dem Marquis gemacht hatte, ſo war ſie in großer Angſt, daß er ihren Antheil an dieſer Begebenheit erfahren möchte, doch da ſie keine Vorwürfe von ihm hörte, ſo beruhigte ſie ſich über dieſen Punkt.

Morelli hatte, nachdem er Chriſtianen verlaſſen, ſich auf den Weg nach der Villa begeben; die Signora kam bald in Begleitung ihres Bruders und nur eines Bedienten. Der Graf ſprengte aus ſeinem Hinterhalte auf ſie zu, und einer ſeiner Leute bemächtigte ſich des Kutſchers, ein anderer nahm es mit dem Bedienten auf, der ſich aber zur Wehre ſetzte. Der Ritter wehrte ſich nur zum Schein, und die Signora ſchrie um Hilfe. Wäre nicht der wachſame del Monte in der Nähe geweſen, ſo hätte ſie lange vergebens ſchreien können. — Er hatte ſich mit einer hinlänglichen Mannſchaft hinter dem alten Gemäuer, das wir ſchon kennen, verborgen, eilte auf das Geſchrei der Signora ſchnell herbei und befreite ſeine Geliebte. Ueber Morelli's Banditen Herr zu werden, war ſeinen Leuten ein leichtes; aber er ſelbſt wehrte ſich tapfer; es würde dem Marquis gewiß ſchwer gefallen ſein, ihn zu überwinden, wenn er nicht ausgeglitten und in ſeinen eigenen Degen gefallen wäre. Seine Wunde war zwar nicht gefährlich, doch verhinderte ſie ihn, ſich länger zu vertheidigen, auch wurde er durch den Fall am Kopf etwas beſchädigt, und auf einige Zeit bewuſtlos. Del Monte befahl ſeinem Bedienten, ihn auf ſein Zimmer in Sicherheit zu bringen, und aus Mißverſtändniß brachte man ihn in das Zimmer ſeiner Gattin.

Der Marquis ſetzte ſich zu Cäcilien und ihrem Bruder in den Wagen; ſie war voll Dankbarkeit gegen ihn, und

auch der Bruder glaubte nicht nöthig zu haben, die Maske abzunehmen, und dankte dem Befreier beinahe eben so lebhaft als seine Schwester. Da der Marquis den Ritter nicht beschämen, und die Dame nicht ängstigen wollte, so schwieg er, behielt sich aber vor, in geheim mit ihm zu sprechen.

Sobald sich die Signora etwas erholt hatte, war sie begierig zu wissen, wer ihr Entführer gewesen sein möchte? Die Vermuthung ihres Bruders fiel auf den Grafen von S**, doch der Marquis versicherte, daß dieser rechtschaffene Mann einer solchen That nicht fähig sei, und entdeckte ihr, daß Morelli der Entführer wäre; — Posanti fürchtete, daß der Marquis auch seinen Antheil an der Sache wissen möchte, und schwieg, um nichts weiter zur Sprache zu bringen. Der Marquis versprach der Signora, sich näher zu erkundigen, und ihr den folgenden Tag Nachricht zu bringen. Sie bat ihn dringend, sie bald wieder zu besuchen. So schied er von ihr, als er sie sicher nach Hause gebracht hatte.

Morelli war über dieses fehlgeschlagene Unternehmen in der äußersten Wuth, und wollte seine Wunden nicht verbinden lassen. Kaum konnte der herbei gerufene Wundarzt, und seine Frau, die sich vor ihm fürchtete, durch vieles Zureden es dahin bringen, daß er es endlich geschehen ließ; doch hörte er nicht auf, sein Schicksal zu verwünschen, und stieß die schrecklichsten Flüche aus!

Der Wundarzt, der unglücklicher Weise einer von denen war, die gern in die Arzeneikunst pfuschen, glaubte, daß ein beruhigendes Pulver für diesen unbändigen Patienten nicht undienlich sein möchte; er fand das Glas Wasser noch auf den Tisch, das Morelli seiner Frau bereitet hatte; er gab es dem Grafen zum Nachtrinken; man legte ihn hierauf auf Christianens Bett, die aufgestanden war, ihrem Manne beizustehen. — Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, erwachte in ihm der Gedanke von der Arzenei, die er seiner Frau den Abend vorher brachte; er erkundigte sich, wie sie ihr bekommen sei? — »Dort steht sie noch,« antwortete sie, »ich habe sie nicht genommen.« Sobald sie nach dem Glase sah und es leer fand, vermuthete sie, was geschehen war, und sagte: »Du hast sie selbst genommen.« Kaum hatte er dies gehört, so schrie er laut auf: »Ich bin vergiftet!« Der Chirurgus glaubte, daß der Kranke seine Arzenei in Verdacht zöge, es entstand daher zwischen ihm und dem Grafen ein Streit, der ziemlich lustig gewesen sein würde, hätte er nicht eine so schreckliche Veranlassung gehabt. Das lebhafte Gespräch hinderte, daß Morelli kein Gegengift bekam, was man ihm ohne dieses Mißverständniß gewiß bei Zeiten gegeben hätte. Christiane verhielt sich bei dieser Sache ganz leidend, sie war über ihres Mannes Bosheit zu sehr bestürzt, als daß sie noch einiger Ueberlegung fähig gewesen wäre.

Endlich kam der Marquis dazu, und brachte einige Gerichtspersonen mit, die seine Freunde waren; sie hatten

den Auftrag, den Grafen zu verhören. — Morelli ſchrie noch immer, er wäre vergiftet, und der Wundarzt behauptete, er habe eine heilſame Arzenei bekommen. Da del Monte ſich aus dieſem Geſchrei nicht finden konnte, wendete er ſich an Chriſtianen, und wünſchte Aufklärung von ihr zu erhalten.

Sie ſagte ihm, daß der Kranke nicht die Arzenei, die er bekommen, für Gift hielte, ſondern daß er glaubte, durch ein Glas Waſſer vergiftet zu ſein; es würde daher immer gut ſein, ihm Gegengift zu geben, und dadurch ſeiner Einbildung Genüge zu thun. — Sie wollte ihn ſchonen, allein da er ſchon die tödlichen Wirkungen des Giftes in ſeinem Inneren ſpürte, ſchrie er wüthend: „Ich habe das Gift bekommen, das ich dir bereitete! Du ſuchteſt mich hier auf, um ein Glück zu untergraben, das mir entgegen kam, dadurch wurde unſer beider Glück zernichtet; ich beſtimmte dich zum Tode, damit du meine Ausſichten nicht mehr hindern ſollteſt. Leider hat es das Schickſal anders gewollt, und Roſenberg wird jetzt an mir gerochen; denn wiſſe, auch ihn habe ich vergiftet, um ſeine Reichthümer zu beſitzen, und einen Rang zu behaupten, den ich angenommen hatte.

Chriſtiane, die ohnehin ſehr ſchwach war, wurde während dem Bekenntniß dieſes Böſewichts ohnmächtig aus dem Zimmer getragen. Morelli ſtarb unter heftigen Schmer-

zen, indem er oft ausrief: O Rosenberg! wie bitter wirst du gerochen! So mußte dieser Bösewicht sich selbst die Strafe für seine Schandthaten bereiten. Seit der Zeit, daß er die Schatoulle des alten Signor Gonsalvo raubte, war sein Leben ein Gewebe von Betrügereien und Lastern gewesen. Die Eitelkeit, mehr zu scheinen als er war, hatte ihn zu dem ersten Schritte verleitet, und darauf zog ein schlechter Streich immer einen schlechteren nach sich, bis endlich die Vorsehung durch seine eigene Hand diesem schändlichen Leben ein Ende machte.

Del Monte schauderte vor dem Anblick des Bösewichts; er verließ das Zimmer so bald er konnte, und überließ dem Wundarzt und den Gerichtspersonen die Besorgung der Leiche; er eilte zu Christianen, mit der er inniges Mitleiden fühlte, ob ihm gleich ihr Charakter, nach Essen's Erzählung, nicht von der besten Seite bekannt war. Er fand diese unglückliche Frau in einem Zustande, der dem Wahnsinn nahe war; seitdem man sie aus ihrer Ohnmacht zu sich selbst gebracht hatte, klagte und jammerte sie laut; sie machte sich Vorwürfe, so wohl über die Verbrechen ihres Mannes, als über ihre eigenen Fehler. Der Marquis wollte sie beruhigen, allein vergebens! auch verstand er nicht, was sie eigentlich sagte, da sie in ihrer Muttersprache redete. Er sah nur zu deutlich, daß er nichts bei ihr ausrichten konnte; er überließ sie der Aufsicht ihres Mädchens, und begab sich hinweg. Christianens Körper

unterlag endlich den ſtarken Gefühlen ihres Geiſtes, und ſie verfiel in eine gänzliche Ermattung. Der Marquis ging indeſſen zu der Signora. Er nahm ſich vor, erſt mit dem Bruder ſeiner Geliebten zu ſprechen, und hoffte den Furchtſamen, durch die Drohung, daß er ſeiner Schweſter alles entdecken werde, auf ſeine Seite zu bringen.

Dem zu Folge erzählte er dem Ritter alles, was mit Morelli vorgefallen, und gab ihm deutlich zu verſtehen, daß ihm der Antheil bekannt ſei, den der Ritter ſelbſt an dieſem Komplot hätte; er begleitete dieſe Erzählung mit einigen verſteckten Drohungen. Da nun Graf Morelli die Schulden des Ritters mit in's Grab genommen hatte, ſo war es ihm ziemlich einerlei, wem ſeine Schweſter zu Theil wurde; und er verſprach, ihm bei Cäcilien eifrig das Wort zu reden.

Als del Monte zu der Signora kam, dankte ſie ihm auf das verbindlichſte für den großen Dienſt, den er ihr in der vorigen Nacht geleiſtet hatte; er erwiederte, daß er bereit wäre, ihr ſein Leben aufzuopfern. Sie erfuhr durch ihn das tragiſche Ende Morelli's und den traurigen Zuſtand, worin er die Frau verlaſſen hatte. Die Signora wurde vom Mitleid gegen die letztere durchdrungen, denn ſie ſah ſich mit als die Urſache von der Treuloſigkeit dieſes Böſewichts an; ſollte die unglückliche Frau noch länger in dieſem Zuſtande bleiben, fügte ſie hinzu, ſo will ich dafür

sorgen, daß sie in einem Hospital von barmherzigen Schwestern verpflegt werde.

Nachdem der Marquis die Signora verlassen, kam die Gräfin B** zu ihr und eilte ihr zu erzählen: daß ihre deutschen Freunde sie in einigen Tagen verlassen würden. — Ob nun gleich die Signora ziemlich viel Neigung für den Grafen von S** gehabt hatte, so war es ihr doch lieb, ihn nicht viel mehr zu sehen, auch schämte sie sich, daß ein Böswicht, wie Morelli, ihr den edlen Grafen hatte verdächtig machen können. Hauptsächlich aber nahm sie ihm seinen Kaltsinn übel, der im Gegensatz mit dem Feuer des Marquis ihr noch auffallender war.

Sie erzählte der Gräfin die Begebenheit der vorigen Nacht und die schrecklichen Folgen derselben. Durch sie erfuhr endlich auch Essen, daß seine Tante in Rom war, und in welchem Zustande sie sich befand. Das Mitleiden trat jetzt bei ihm an die Stelle aller anderen Empfindungen; er eilte zu dem Marquis, um das Nähere von dieser Geschichte zu hören; da er aber nicht wußte, daß der Marquis sein Zimmer Christianen überlassen hatte, so kam er zu ihr, statt zu dem Marquis zu kommen.

Die unglückliche Frau erwachte eben aus einem Schlaf, in den sie aus Ermattung verfallen war. Der Anblick von Essen, als der erste Gegenstand, der ihr vor die Augen kam, eben als sie solche eröffnete, hatte eine üble Wirkung

auf ihren ohnehin angegriffenen Geist. Sie schrie laut und verzweiflungsvoll, verbarg ihr Gesicht mit den Händen und rief: »Du kommst, um das Leben deines Onkels von mir zu fordern! gehe dorthin in jenes Zimmer, da liegt er, der ihn mordete, ich habe nur seine Ehre gemordet, aber nicht sein Leben! — Siehe meine Hände,« sagte sie nach einer Pause, — »sind sie nicht rein vom Blut?« — dann sagte sie wieder: — »auch deine Louise habe ich nicht erwürgt, ich habe sie nur langsam getödtet, ihr Glück habe ich nur untergraben. — Nein, Menschenblut habe ich nie vergossen,« schrie sie dann wieder laut auf, »und man konnte sie mit nichts beruhigen.«

Essen sagte mit der sanftesten Stimme, »er sei nicht gekommen, ihr Vorwürfe zu machen, sondern ihr seine Dienste anzubieten;« sie antwortete: »Ich kann dir nicht trauen, du mußt mich hassen, und thust es auch, — nachdem jener schändliche Graf mich betrog, traue ich keinem Menschen mehr, am wenigsten aber dir, den ich so schwer beleidigte.« — Dann fing sie wieder an zu toben, so daß Essen nicht vermögend war, ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden.

Er rieth, daß man einen geschickten Arzt herbei rufen möchte; das Mädchen sagte ihm, daß der Marquis schon dafür gesorgt habe. Der Arzt kam auch, als Essen noch im Zimmer war, und nachdem er von dem Zustand der

Patientin genaue Nachricht eingezogen, ſagte er, die Ruhe wäre ihr hauptſächlich nöthig, denn jede heftige Gemüthsbewegung könnte ſie um ihren Verſtand bringen.

Nach einigen Tagen wurde aus ihrer Krankheit ein hitziges Fieber. Die Signora ſorgte dafür, daß ſie in einem Hoſpital aufgenommen wurde, wo ſie recht gute Wartung hatte. Dasdorf und der Graf von S**, die nach Neapel gingen, reiſten indeſſen ab, Eſſen blieb aber noch zurück, und lebte der Hoffnung, daß er ſeiner Tante nützlich ſein könnte. Da ſie wieder einige ruhige Tage gehabt hatte, ſo machte er auf's neue den Verſuch zu ihr zu gehen; doch hatte ſein Anblick wieder die nämliche Wirkung auf ſie, als das erſte Mal; und der Marquis del Monte war, nebſt dem Arzt, der einzige Mann, der ſich ihr nähern durfte. Da Eſſen ſah, daß ſein längerer Aufenthalt hier von keinem Nutzen mehr ſein würde, und auch zu der Geneſung ſeiner Tante wenig Hoffnung war, ſo entſchloß er ſich abzureiſen, ehe die üble Jahreszeit eintrete. Es war auch wirklich Zeit, daß er darauf dachte, für ſeine Söhne eine ruhigere Lebensart zu erwählen, und ſie an beſtimmte Beſchäftigungen zu gewöhnen. Er machte ſeinen Entſchluß der Gräfin und Johannen bekannt; ſie ſahen die Nothwendigkeit davon wohl ein, doch fiel es ihnen ſchwer, ſich von Eſſen und den Kindern zu trennen. Die Gräfin verſprach, daß ſie und Johanne, Eſſen und die Kleinen in einigen Jahren zu Lauſanne beſuchen wollten. Auch dem Marquis und der

Signora Gonſalva that der Abſchied ſehr leid, doch würden ſie ihn noch mehr gefühlt haben, wären ſie nicht mit ihren eigenen Angelegenheiten ſo ſehr beſchäftigt geweſen. Der Marquis hatte ſich in der Gunſt der Signora täglich feſter geſetzt, zumal nach der Entfernung des Grafen von S**. Die ſchöne Cäcilie war nicht ſo grauſam, ihren Liebhaber lange ſchmachten zu laſſen, ſondern ließ ſich kurz nach Eſſen's Abreiſe mit ihm trauen. Da die Gräfin noch ein ganzes Jahr in Rom verweilte, hatte ſie Gelegenheit zu ſehen, wie glücklich dieſe beiden Leute mit einander lebten. Del Monte benahm ſich mit ſo vieler Klugheit gegen den Ritter, daß er die Ausſchweifungen dieſes Menſchen ſo ziemlich im Zaum hielt; und ſo war der Böſewicht Morelli die entfernte Urſache von dem Glück, welches del Monte in dem Beſitze ſeiner Gattin fand.

Noch ehe Eſſen Rom verließ, traf er Anſtalten zur Verpflegung der unglücklichen Chriſtiane, zu deren Aufkommen man wenig Hoffnung hatte. Er legte bei dem Marquis und ſeiner Geliebten ein Kapital für ſie nieder, und bat erſteren, ihm von Zeit zu Zeit von dem Befinden ſeiner Tante Nachricht zu geben. Chriſtiane blieb noch lange in dem elenden Zuſtande, in dem Eſſen ſie verlaſſen hatte, doch gegen das Frühjahr erholte ſie ſich nach und nach, ihr Wahnſinn hatte ſich in trübe Melancholie verwandelt, von der ſie auch Spuren behielt, ſo lange ſie lebte. Da ſie beſſer wurde, hatte ſie der Marquis in die Stadt eingemiethet,

wo er ſie zuweilen mit ſeiner Frau beſuchte. Die Marquiſe ſuchte vergebens durch Offenherzigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie erzählte ihr das Abenteuer, was ſie ſelbſt in ihrer Jugend mit Morelli gehabt hatte, und doch ließ ſie ſich nicht zu gegenſeitiger Vertraulichkeit bewegen. Dies war ſehr natürlich, denn ſie hätte Verbrechen zu entdecken gehabt, wo jene ſich nur Schwachheit Schuld geben konnte; ſie hatte mit Vorbedacht gefehlt, und die Marquiſe nur aus Uebereilung. — Der Marquis ſelbſt war der Einzige, mit dem ſie etwas offener ſprach; ſie wußte, daß ihm ein Theil ihrer Geſchichte bekannt war, und von ihm erfuhr ſie auch, wie großmüthig Eſſen für ſie geſorgt hatte. Sie wurde zwar durch dieſes edle Betragen gerührt, allein es war keine angenehme ſanfte Rührung; es war ihr ein bitteres Gefühl von einem Manne, den ſie ſo ſehr beleidigt hatte, Wohlthaten empfangen zu müſſen.

Da Eſſen durch den Marquis erfuhr, daß ſeine Tante ſich erholt hatte, ſo ſchrieb er ihr; er bot ihr an, die Zinſen von dem Kapital, das Roſenberg für ſeine Kinder beſtimmte, ſo lange zu genießen, als ſie lebte. Denn, ſagte er, da ich nicht Willens bin, meinen Sohn an große Bedürfniſſe zu gewöhnen, ſo iſt das, was ich noch beſitze, hinlänglich für ihn und mich. Doch Chriſtiane konnte ſich nicht entſchließen, von der unverdienten Güte ihres Neffen zu leben, und wurde dadurch zu dem Entſchluß gebracht, ſich an ihre Mutter zu wenden. Sie dankte Eſſen für ſein

großmüthiges Erbieten, und für das, was er zeither für sie gethan; zugleich machte sie sich anheischig, ihm, wenn sie bei ihrer Mutter wäre, auch dieses wieder zu ersetzen.

Die Geschichte, die Christiane ihrer Mutter schrieb, war, wie man leicht denken kann, sehr von der Wahrheit entfernt. Den Charakter ihres Mannes stellte sie in seiner ganzen Schwärze dar, um desto mehr die Schuld auf ihn allein wälzen zu können. Auch von ihrem langen Stillschweigen mußte er sie tragen. Ob die Madame Winter alles glaubte, was Christiane ihr schrieb, wollen wir nicht behaupten, doch schickte sie ihrer Tochter Geld, und gab ihr die Erlaubniß, zu ihr zu kommen. Nach einer langen beschwerlichen Reise langte Christiane in C** an, sie wurde von ihrer Mutter noch ziemlich gut empfangen; doch wurden beide durch diese Wiedervereinigung nicht glücklich, denn die Mutter war, seitdem Christiane sie verlassen hatte, ziemlich alt geworden; die Liebhaber verließen sie auch, sie traf das gewöhnliche Schicksal der alten Koketten, — sie wurde eine Betschwester; dieses frömmelnde Wesen forderte sie eben so von ihrer Tochter. Wenn Christiane traurig war, so suchte die Mutter sie durch religiöse Gemeinsprüche zu trösten; dergleichen Trostgründe waren aber ohne Wirkung auf Christianens bitteres Gemüth. — Hätte die Mutter den Gram ihrer Tochter mit aufrichtiger Frömmigkeit bestritten, so wäre es ihr vielleicht gelungen, die bittere Schwermuth in sanfte Ergebung umzuwandeln, doch da

die Frömmigkeit der Alten nur Schein war, ſo konnte ſie auch nicht auf das Herz ihrer Tochter wirken. Chriſtianens Charakter wurde immer widerwärtiger; Mutter und Tochter lebten daher einander nur zur Laſt. Solche Früchte erntete Madame Winter von der Erziehung, die ſie ihrer Tochter gegeben; dies war das Ende von allen den Anſprüchen, die ſie auf Chriſtianens Vorzüge gründete.

Was für ein auffallender Unterſchied in der Art, wie Louiſe und Chriſtiane ihre Schickſale ertrugen! — Louiſe, die ſich auch als die Urheberin ihres Unglücks anſehen konnte, ſah ihre Fehler ein, ſuchte ſich davon zu beſſern, und ertrug nach einiger Zeit ihr Unglück mit Ergebung. Sie bereuete ihre Fehler nicht blos wegen der Folgen, ſondern ſie fühlte, daß ſie Unrecht gehandelt, auch wenn ſie durch dieſe Fehler nicht ihr ganzes Glück zerſtört hätte. Chriſtiane hingegen bereute kaum ihre Fehler, ſie ärgerte ſich vielmehr nur über die Folgen derſelben, und würde ſich ſchwerlich beſſer betragen haben, wenn es ihr möglich geweſen wäre, in ihre vorige Lage zurück zu gehen. Bei dieſer Gemüthsverfaſſung war es für ſie die größte Strafe, daß ſie jetzt wieder an einem Orte leben mußte, wo ſie einſt als die reiche Frau von Roſenberg geglänzt hatte. — Sie beſuchte ehedem nur ihre Mutter, um vor ihren Jugendgeſpielinnen zu ſchimmern, jetzt mußte ſie ſehen, daß diejenigen, die ſie ſonſt beneidet hatten, mit Mitleiden oder Stolz auf ſie herab ſahen. Empfindlicher konnte ihr ſtolzer Geiſt nicht

gestraft werden, als durch diese Demüthigung. Sie erwartete nur den Tod ihrer Mutter, um C** zu verlassen, und an einem unbekannten Orte ihren Gram zu verbergen. Gegen Essen betrug sie sich sehr undankbar, das Gefühl Wohlthaten von ihm empfangen zu haben, beleidigte ihren Stolz, und so suchte sie die Wohlthaten so wohl als den Wohlthäter zu vergessen.

Die traurigen Scenen, die Essen gegen das Ende seines Aufenthalts in Rom erlebte, erneuerten in ihm das ganze Gefühl seines Unglücks. Der gewaltsame Tod seines Onkels, ein Unglück, welches ihm bisher noch unbekannt war, vermehrte seinen Kummer, und hätte er nicht den ganzen Sommer in Dasdorf's Gesellschaft verlebt, so würden alle diese Auftritte auf lange Zeit wieder seine Ruhe zernichtet haben. Nur durch den Umgang dieses festen thätigen Mannes hatte sein Charakter mehr Festigkeit bekommen; er fühlte alle diese Unglücksfälle tief, doch ließ er sich nicht von ihnen überwältigen; er suchte durch beständige Thätigkeit über seinen Gram Herr zu werden: auch trug die Gesellschaft der jungen Knaben, denen er sich ganz widmete, viel bei, ihn aufzuheitern. — Wenn Heinrich und Karl ihren Vater traurig sahen, so verdoppelten sie ihren Fleiß, denn da er sie allezeit sehr freundlich empfing, wenn sie etwas neues gelernt hatten, so hielten sie dies für das beste Mittel, seine gute Laune wieder herzustellen. Sein Bestreben, diese beiden Kinder gut und glücklich zu machen, nahm endlich seine

ganze Seele ein; er ſuchte täglich ſeine eigenen Kenntniſſe zu erweitern, um ſich für den Unterricht geſchickter zu machen. So verlebte er ſeine Zeit in nützlichen Beſchäftigungen. Einmal wurden ihre Studien durch den Beſuch der Gräfin von B** und ihrer Freundin unterbrochen. Die beiden Damen beredeten Eſſen, ſie mit ſeinen Zöglingen durch die Schweiz zu begleiten. Johanne war ſehr erfreut, in ihrem Neffen einen ſo liebenswürdigen jungen Menſchen zu finden; die Gräfin hingegen liebte den jungen Eſſen mit mütterlicher Zärtlichkeit. Ungern trennten ſich dieſe Freunde wieder von einander. Die Gräfin ging auf ihre Güter nach Schleſien, und Eſſen mußte ihr verſprechen, ſie dort mit den jungen Leuten zu beſuchen, ehe er mit ihnen auf Reiſen ginge.

Mit Dasdorf und dem Grafen von S** unterhielt Eſſen auch einen beſtändigen Briefwechſel. Es war für den rechtſchaffenen Vater dieſes jungen Mannes eine große Freude zu hören, daß ſein Sohn Gelegenheit gehabt hatte, den Mann, den er einſt ſo gröblich beleidigte, ſich wieder zu verbinden. Er nahm ſich ſehr ernſtlich vor, für das Glück des jungen Eſſen zu ſorgen, wenn ſeine Erziehung vollendet wäre, und er nur einige Fähigkeiten an ihm finden würde.

Als die Gräfin B** nach Deutſchland kam, erhielt ſie Briefe aus H**, worin man ihr meldete, daß ihre Schweſter dort geſtorben, und daß die einzige hinterlaſſene

Tochter inzwiſchen einer Freundin anvertraut worden, bis ſie, die Tante, die Sorge für dieſes junge Mädchen übernehmen könne. Sie eilte unverzüglich nach H**, und freute ſich, das Vermächtniß ihrer geliebten Schweſter zu empfangen.

Sie fand in ihrer Nichte ein hübſches Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren, die viel gute Anlagen hatte, deren Geiſt aber gar nicht ausgebildet war. Man hatte ihre Erziehung ſehr vernachläßigt, doch zum Glück nicht verdorben; ſie war wie ein unbebautes Feld, deſſen innere Kräfte nicht benutzt wurden, das aber gewiß bei einer fleißigen Kultur die ſchönſten Früchte zu tragen fähig war.

Die Gräfin und Johanne nahmen das junge Mädchen mit Freuden zu ſich; ſie glaubten, daß ihre Erziehung ihnen auf dem Lande eine angenehme Beſchäftigung gewähren würde. Daß es ihnen an Fähigkeiten zu dieſem Geſchäft fehlen könne, fürchteten ſie nicht, ſie waren ſich bewußt, ſehr viele nützliche Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu beſitzen.

Als unſere Damen mit ihrem neuen Zögling auf dem Gute der Gräfin angekommen waren, fingen ſie ihr Erziehungsgeſchäft mit vielem Muth an, aber ſie merkten bald, daß es damit nicht recht gehen wollte. Sie hatten viel geleſen und viel gelernt, ihr Umgang war ſelbſt für gelehrte Männer höchſt angenehm, allein ihre Kenntniſſe für eine

Unwiſſende auseinander zu ſetzen, und auf den erſten Grund zurück zu bringen, das verſtanden ſie beide nicht. Die kleine Eleonore von Dingen, ſo hieß das Kind, — konnte weder richtig leſen noch ſchreiben; ſie plauderte franzöſiſch, allein ſie hatte es ohne alle Regeln von einer Franzöſin gelernt. Dieſes und gut tanzen war das einzige, was man in H** zur Erziehung eines jungen Frauenzimmers von Stande erforderlich hielt. Doch dieſe unbedeutenden Kenntniſſe genügten der Gräfin B** wenig. Sie wollte auch den Verſtand ihrer Nichte bilden, mußte ſich aber geſtehen, daß ſie zu einem dergleichen Geſchäfte nicht tauglich ſei. Sie entſchloß ſich daher, die erſte Erziehung der kleinen Eleonore einer andern Perſon aufzutragen. Da ſie glaubte, daß ihr Prediger ihr in dieſer Angelegenheit am beſten rathen könne, ſo ließ ſie ihn zu dieſem Behuf zu ſich kommen.

Der Prediger ging mit der Verſicherung fort, daß er mit ſeiner Frau darüber ſprechen wolle. Dieſe wäre kürzlich in Waldau geweſen, und hätte dort ein Frauenzimmer kennen lernen, die ſich zu dieſem Geſchäfte vortrefflich ſchicken würde; die jungen Mädchen, die ſie dort erzogen hätte, ſollten wahre Muſter weiblicher Artigkeit und Sittſamkeit ſein; »von ihr ſelbſt,« fügte er hinzu, »iſt meine Frau ſo eingenommen, daß ſie nicht mehr aufhören kann, von ihr zu reden.«

Der Gräfin war dieſe Nachricht ſehr willkommen; ſobald die Frau des Predigers ſie näher davon unterrichtet hatte, wünſchte ſie die Madame Roſen, ſo nannte ihr die Predigers Frau die Erzieherin, kennen zu lernen; ſie ſchlug der Paſtorin vor, ſie zu ſich einzuladen, bekam aber zur Antwort, daß dies vergeblich ſein würde, es werde ſchwer halten, die Madame Roſen anders als in Waldau ſelbſt kennen zu lernen. »Ohne Noth verläßt ſie dieſen Ort nicht,« fügte ſie hinzu, »ſie ſcheut das Geräuſch der Welt, ob man gleich an ihr merkt, daß ſie in der großen Welt gelebt hat.« — Die Gräfin bat hierauf die Predigers-Frau, mit ihr einen Beſuch bei Faber's zu machen; ſie mußte ſie für eine Verwandte von ſich ausgeben, denn die Paſtorin fürchtete, daß Madame Roſen nicht erſcheinen würde, wenn ſie hörte, daß eine Gräfin ſie ſehen wollte.

Waldau war zwar ſechs Meilen von dem Gute der Gräfin entfernt, da ſie aber früh ausfuhren, ſo kamen ſie noch bei guter Zeit dort an. Sie fanden die Familie des Herrn Faber im Garten, wo bald darauf auch Louiſe mit ihrer Karoline und Emilien hinkam. Anfangs ſtutzte Louiſe, als ſie die Frau mit der edlen Miene und mit dem Anſtande einer Dame vom erſten Range erblickte; doch da man ſie ihr als eine Verwandte der Predigers-Frau vorſtellte, ſo ſchöpfte ſie weiter keinen Verdacht. — Die Gräfin wurde von Louiſens Anblick eben ſo überraſcht, als dieſe von dem ihrigen. Sie war zwar darauf vorbereitet, eine ſchöne Frau

zu ſehen, allein dieſen Anſtand und das edle Weſen, was ſie an ihr fand, hatte ſie nicht erwartet. Alles, was in der frühen Jugend bei Louiſen faſt in Stolz und Selbſtgefälligkeit ausartete, war jetzt ein Ausdruck von edlem Tugendgefühl geworden. — Im Bewußtſein ihrer Fehler war ihr Stolz verſchwunden, und ihre natürliche Lebhaftigkeit hatte ſich in Sanftmuth verwandelt.

Die Gräfin B** ſuchte ſich Louiſen zu nähern, und dieſe fand auch viel Geſchmack an ihrer Unterhaltung. Sie verlebten den folgenden ganzen Tag mit einander. Karoline war eben mit ihrem Manne in Breslau, Louiſe nahm daher Faber's Einladung ohne Bedenken an, und es gereichte ihr zum größten Vergnügen, den ganzen Tag bei ihnen zuzubringen. Gegen Abend, als die Gräfin glaubte, daß ſie und Louiſe einander hinlänglich kennten, entdeckte ſie ihr, daß ſie mit einem Auftrage der Gräfin B** hieher gekommen, um ſie auszuforſchen, ob ſie wohl die Erziehung einer Nichte der Gräfin übernehmen, und als Gouvernante mit ihrer Tochter zu ihr kommen wolle?

Louiſe gerieth über dieſen Antrag in einige Verlegenheit, doch nach einer Pauſe ſagte ſie der Gräfin: »ich bin der Familie, in welcher ich hier lebe, zu viel Dank ſchuldig, als daß ich ſie verlaſſen kann, ehe die Erziehung ihrer Tochter ganz vollendet iſt, Sie werden mich alſo entſchuldigen, wenn ich von dem Zutrauen, das die Gräfin in mich ſetzt, keinen Gebrauch machen kann.«

TAYLOR INST

Die Gräfin, die, seitdem sie Louisen näher kannte, ungern ihren Plan aufgeben wollte, sagte ihr, daß die Gräfin sich gern entschließen würde, die junge Emilie mit ihrer Nichte zugleich erziehen zu lassen. Sie setzte hinzu, »Ihre Karoline sowohl als Emilie haben schon weit mehr Bildung als die Nichte der Gräfin, es wird diesem jungen Mädchen vortheilhaft sein, solche Gespielinnen zu haben; überhaupt bin ich versichert, daß die Gräfin jede Bedingung, die Sie machen, eingehen wird.«

Louise, die auf die Vermuthung kam, daß die Dame wohl die Gräfin selbst sein möchte, antwortete ihr, »wenn die Nichte ihrer vortrefflichen Tante gleicht, so thut es mir weh, daß ich auch diesen Vorschlag ablehnen muß, denn ich bin von meiner frühen Jugend an zu innig mit Madame Braunau verbunden gewesen, als daß ich sie jemals verlassen könnte. Wenn aber die Frau Gräfin sich entschließen will, mir ihre Nichte hier zu übergeben, so werde ich gewiß mit eben der Treue für sie sorgen, als wenn ich sie unter ihren Augen erzöge.«

Dieser Vorschlag wurde der Gräfin zu hinterbringen versprochen, und die Hoffnung geäußert, daß sie ihn in Ermangelung eines günstigern wohl annehmen werde.

»Scheint es doch fast,« sagte sie zu Louisen, »als ob Sie nicht für das Leben gemacht wären, welches Sie jetzt führen.«

»Ich lebte nicht immer so,« verſetzte Louiſe hierauf, »und doch fing ich vielleicht mit dieſer Lebensart erſt an, meine Beſtimmung zu erfüllen.«

Die Gräfin merkte ſo gut, als es Louiſe von ihr gemerkt hatte, daß ſie nicht diejenige Perſon war, für die ſie ſich ausgab, allein ob ſie gleich ſehr begierig wurde, mehr von ihrem Schickſal zu erfahren, ſo war ſie doch zu beſcheiden, eine Neugierde blicken zu laſſen. Sie ſagte ihr beim Abſchied, daß ſie ihr ſehr bald Nachricht geben, oder vielleicht gar ihr die kleine Eleonore ſelbſt bringen würde.

Louiſe hielt die an ſie geſchehene Aufforderung für einen Beruf, dem ſie ſich nicht entziehen dürfte; und Emilie und Karoline waren ſehr erfreut über die neue Geſpielin, die ſie bekommen ſollten. Nach einigen Tagen langte die Gräfin mit ihrer Nichte wirklich an, und übergab das Kind Louiſen mit freundlichem Vertrauen.

Sie hielt ſich noch einige Tage in Waldau auf, und fand in Louiſens und Braunau's Geſellſchaft, — denn dieſe waren indeſſen zurück gekommen, — ſo viel Vergnügen, daß ſie ſich die Erlaubniß ausbat, recht oft zu ihnen kommen zu dürfen. Auch Johannens Geſellſchaft war den Bewohnern von Waldau ſehr angenehm. So ſehr aber auch immer die Gräfin und Johanne baten, ſo ließ ſich Louiſe doch nie bewegen, zu ihnen zu kommen. Sie hatte ſich unter Braunau's Namen in der Nachbarſchaft von Waldau

ein Gut gekauft, und dahin ging ſie, wenn Braunau's mit ihren Zöglingen zu der Gräfin reiſten. Ihre Freundin und die jungen Mädchen durften ſie nie dahin begleiten, nur Braunau nahm ſie zuweilen mit, um ſich ſeines Raths bei den neuen Einrichtungen zu bedienen, die ſie dort machte. »Die Zeit nahet heran,« ſagte ſie einſt zu Karolinen, »wo ich einen Theil meines Inkognito ablegen muß, und da will ich mir eine Wohnung bereiten, die ich dann mit meiner Karoline beziehen kann. — Der Verſtand dieſes Mädchens iſt früh gereift, und ihre Grundſätze ſcheinen mir ziemlich feſt zu ſein, ich glaube daher, daß ich ſie ohne Gefahr in kurzem mit ihrer äußern Lage bekannt machen darf. Sie muß noch ſo lange ihren bisherigen Namen beibehalten, bis ich einſt ſehe, was ihre Beſtimmung in der Welt ſein wird. Am liebſten wäre es mir, wenn ſich ein rechtſchaffener Mann aus dem Mittelſtande für ſie fände, denn dadurch würde ſie am ſicherſten glücklich werden. — Ich habe in der großen Welt gelebt und habe geſehen, wie wenig man dort auf wahre Glückſeligkeit rechnen kann.«

»Dein Beiſpiel beweiſt nichts,« verſetzte Karoline; »die ſchlechte Denkungsart deiner Couſine war Schuld, nicht der Stand, in den du getreten wareſt. Iſt die Gräfin B** nicht auch eine Frau vom erſten Range? und welch' eine vortreffliche Frau! Ich freue mich ſehr, daß unſere Töchter Gelegenheit haben, öfter um dieſe Frau zu ſein, denn durch ihren Umgang bekommen ſie einen Begriff von dem,

was man guten Ton nennt, ohne das Gift mit einzusaugen, was deſſen Erlernung leider nur zu oft begleitet.»

So beſprachen ſich die beiden Freundinnen oft über die künftigen Ausſichten ihrer Kinder, und Karoline lebte der Zuverſicht, daß ihre Töchter, in welche Lage ſie einſt kommen möchten, ein glückliches Leben hoffen dürften. Sie waren durch ihre Erziehung zu häuslichen, gutdenkenden und gefälligen Mädchen gebildet, und ſie wußte aus eigener Erfahrung, daß dieſe Eigenſchaften zu einem ſicheren Glücke führen, wenn nicht Urſachen außer uns dieſem Glücke im Wege ſtehen. Louiſe hingegen war durch unglückliche Erfahrung in ihren Wünſchen und Hoffnungen furchtſamer geworden.

Karoline fand ihre Freundin überhaupt ſeit einiger Zeit viel nachdenkender und auch zuweilen trauriger als ſie bisher geweſen. Sie ſchob die Schuld davon mit auf die öftere Abweſenheit ihrer Zöglinge. Sie ſah es daher nicht gern, als die Mädchen auf's neue auf vierzehn Tage zu der Gräfin B** eingeladen wurden. Louiſe hingegen willigte gern in dieſe Reiſe, nur wünſchte ſie zuvor den ſechzehnten Geburtstag ihrer Tochter in ihrem neu eingerichteten Hauſe zu feiern. Sie traf ſeit einigen Tagen die Anſtalten, um alles zum Empfang ihrer Freunde einzurichten, und nahm blos die alte Madame Siewers mit ſich.

Den Abend zuvor war die Gräfin mit Johannen angekommen, um ihre Gäſte zu ſich abzuholen. Braunau's überraſchten Louiſen auf eine angenehme Art, mit dieſer Vermehrung der Geſellſchaft.

Braunau war ſehr früh ausgeritten, in der Abſicht, Louiſen die Gäſte empfangen zu helfen. Als ſie ankamen, fanden ſie ſchon die Bauern des Dorfes in ihren Sonntagskleidern vor dem Hauſe verſammelt, auf deren frohen Geſichtern Heiterkeit glänzte. Louiſe kam ihnen mit liebenswürdiger Anmuth entgegen, doch bemerkte Karoline, die ſie genau beobachtete, wie ſchwer es ihr wurde, die tiefe Rührung zu verbergen, die ihr Inneres durchdrang.

Nachdem die Bewillkommungs-Komplimente vorüber waren, führte Braunau Louiſen und die junge Karoline zu ihren Unterthanen in den Hof, und ſtellte ſie ihnen als die eigentliche Beſitzerin dieſes Gutes vor. — Nicht ich bin euer Gutsherr, ich wurde es nur zum Schein; dieſe liebenswürdige Frau und ihre gute Tochter werden künftig für euer Wohl beſorgt ſein. Wenn ihr einſt in Noth kommt, wendet euch an ſie, ſie werden euch helfen, wo ſie können, und wo das unmöglich iſt, euch rathen. — Er ſagte ihnen hierauf noch verſchiedenes über ihr künftiges Betragen gegen Louiſen, und befreite ſie in ihrem Namen von verſchiedenen Laſten, die ihnen bisher ſehr drückend geweſen waren.

Die durch dieſe Güte gerührten Bauern erhoben ein lautes Freudengeſchrei, und verſprachen: Louiſen und ihre Tochter ergeben zu ſein bis in den Tod. Hierauf ging die ganze Verſammlung in die Kirche, um dem Gottesdienſte beizuwohnen. Als ſie zurück kamen, fanden ſie auf einem Raſenplatz zugerichtete Tafeln für Herrſchaft und Unterthanen.

Louiſe hielt es für billig, ihrer äußerſt verwunderten Tochter und denjenigen von ihren Freunden, denen ihre Geſchichte fremd war, eine Aufklärung über dieſen Vorfall zu geben, und redete deshalb ihre Tochter folgendermaßen an: — »Du wirſt dich wundern, meine liebe Karoline, daß deine Mutter, die du bisher für eine arme Predigers-Witwe hielteſt, im Stande iſt, ein ſolches Gut zu kaufen; ich muß dir daher ſagen, daß ich dich bis jetzt über meine Verhältniſſe in der Welt getäuſcht habe, denn ich fürchtete, daß es für dein künftiges Glück nachtheilige Folgen haben könnte, wenn du mit großen Erwartungen erzogen würdeſt. Dadurch, daß du dich für arm hielteſt, haſt du gelernt, dich in andere Menſchen zu fügen, und ich hoffe, daß Gefälligkeit und Nachgiebigkeit indeſſen zu feſt bei dir gewurzelt haben, als daß du dich nun, da du in eine andere Lage kömmſt, über andere Menſchen erheben ſollteſt; — auch denke ich dich in der Folge durch mein Beiſpiel zu belehren, daß uns der Reichthum nicht verliehen wurde, unſere Fantaſien zu befriedigen, ſondern unſere dürftigen

Nebenmenschen zu unterstützen und zu beglücken. Mir in diesem Geschäfte beizustehen, soll künftig deine Verrichtung sein. Wenn du von der Gräfin zurück kömmst, wollen wir dieses Haus bewohnen, und die Menschen um uns her zu beglücken suchen.» — Ihre Tochter fiel ihr voll Rührung um den Hals, und auch sie konnte sich der Thränen nicht enthalten. Diese Rührung theilte sich bald allen Umstehenden mit, doch wurden sie dadurch nicht traurig gestimmt. Sie verlebten den Tag zwar nicht in rauschender Fröhlichkeit, doch innig vergnügt, wie es die Stimmung ihrer liebenswürdigen Wirthin heischte.

Gegen Abend entfernte sich Louise mit Madame Braunau von der Gesellschaft, und führte sie in ein etwas entlegenes Wäldchen, aus dem sie beide mit verweinten Augen zurück kamen. Als die Gräfin sie kommen sah, eilte sie ihnen entgegen und sagte Louisen lächelnd: „Liebenswürdige Freundin, ich merkte es schon bei unserer ersten Bekanntschaft, daß Sie nicht diejenige waren, für die Sie sich ausgaben, und ich danke es Ihnen jetzt doppelt, daß Sie meine Nichte erzogen.»

»Verzeihen Sie, theure Gräfin,» erwiederte Louise, »wäre Ihnen meine ganze Lage bekannt gewesen, so hätten Sie mir die liebe Eleonore wohl nicht übergeben; ich hätte dann nicht das Vergnügen gehabt, mir und meiner Toch-
ter in ihr eine Freundin zu bilden.»

Gegen die Nacht fuhren Louisens Gäste wieder ab; sie blieb mit ihrer Tochter zurück, und versprach den folgenden Tag nachzukommen. Am Morgen weckte sie ihre Karoline ziemlich früh, ging mit ihr, nachdem sie sich angekleidet, in den Garten, und hier sagte sie ihr: Es ist nun Zeit, meine liebe Tochter, daß ich dich mit der Lebensgeschichte und den Fehlern deiner unglücklichen Mutter bekannt mache; mein Beispiel wird dir eine Warnung für ähnlichen Fehlern sein; es wird dich lehren, die Klippen zu vermeiden, an denen ich scheiterte. Nur erst dann, wenn du einst durch Tugend glücklich wirst, werde ich aufhören, die traurigen Folgen meines Leichtsinns zu beweinen.

Hierauf erzählte sie ihr alles, was ihr von ihrer frühen Jugend an begegnet war, las ihr den Brief vor, den ihre Mutter an sie zurück gelassen hatte, — die Schwächen ihres Vaters berührte sie nur leise, die Fehler ihrer Tante und Cousine mußte sie schon mehr in's Licht setzen. — Als sie auf ihren Karl kam, erstickten die Thränen eine Zeit lang ihre Worte, und ihre gerührte Tochter beweinte mit ihr einen Vater, den sie nie gekannt hatte. Als sie ihr den traurigen Gemüthszustand beschrieb, in welchen sie nach der Trennung von ihrem Mann verfiel, suchte ihre Tochter sie durch ihre Zärtlichkeit zu trösten, wie sie es schon ehemals durch ihr kindisches Lallen that, und es gelang ihr jetzt wieder wie ehemals. Durch den Anblick dieses liebenswürdigen Geschöpfs, das sie selbst gebildet hatte, wuchs

ihr Vertrauen zu ſich ſelbſt, und ſie hatte Kraft, ihre Geſchichte zu vollenden.

Während dieſes Geſprächs hatten ſie ſich unvermerkt dem Wäldchen genähert, wohin Louiſe den Tag zuvor ihre Baſe führte, und das ſie mit ſichtbarer Rührung verließen. »Hier,« ſagte Louiſe, indem ſie ihre Tochter auf einen kleinen Hügel führte, der mit Pappeln umpflanzt war, »habe ich deinem Vater ein Denkmal errichtet, das uns ſtets heilig ſein ſoll!« Als ſie ſich dem Hügel näherten, entdeckte Karoline auf demſelben eine Urne von karrariſchem Marmor, die auf einem ſchön gearbeiteten Fußgeſtelle ſtand; auf deſſen Vorderſeite ſah man Eſſen's ſehr ähnliche Büſte, und unter dieſer, die von Louiſen und ihrer Tochter in halb erhabener Arbeit mit der Unterſchrift: — In jener Welt finden wir uns wieder. — An die rechte Seite dieſes Fußgeſtells lehnte ſich eine weinende weibliche Geſtalt: die Zeit ſchien auf der andern Seite ſich vergebens zu bemühen, ihr die Thränen zu trocknen. Das Ganze war mit Cypreſſen umwunden, und machte einen ſchönen rührenden Anblick. »Hier,« ſagte Louiſe zu ihrer Tochter, »wollen wir das Andenken deines Vaters feiern, und hier mußt du mir geloben, der Tugend und auch dem Schein der Tugend ſtets treu zu bleiben!« — Die ſehr gerührte Tochter that ihrer Mutter das feierliche Verſprechen, ihre Pflichten nie zu verletzen. »Bei Ihrem Kummer! theuerſte Mutter! und bei dem Andenken meines verewigten Vaters! gelobe

ich Ihnen, dieſe Scene tief in mein Herz zu graben, und das Andenken daran wird mich vor jedem Fehler ſchützen!» Ehe ſie dieſes Heiligthum verließen, ſchenkte Louiſe ihrer Tochter ein Medaillon mit ihrem Bildniß; es war mit einer künſtlichen Feder, und als ſie dieſe öffnete, zeigte ſich ihr das Bild ihres Vaters. »Dies iſt nur für dich, »ſagte Louiſe, »nicht jedermann darf es ſehen, denn wie leicht möchte jemand entdecken, daß du das unglückliche Kind biſt, deſſen Entſtehung ſeinem Vater verdächtig gemacht wurde; auch den Namen deines Vaters und der anderen Perſonen, die bei meiner Geſchichte intereſſirt waren, habe ich dir verſchwiegen, denn ich wünſchte nicht erkannt zu werden; der Verdacht, den man einſt in mich geſetzt, könnte auch dir nachtheilig ſein; doch vielleicht kömmt noch eine Zeit, wo du das Bild deines Vaters öffentlich tragen darfſt.»

Mutter und Tochter waren durch das Vorgefallene ſo lange aufgehalten worden, daß ſie erſt gegen Abend wieder nach Waldau kamen; die Gräfin bemerkte bei Louiſen und ihrer Tochter eine Feierlichkeit und Rührung, die ſie vermuthen ließ, daß ſie ihr eine unglückliche Jugendgeſchichte entdeckt haben möchte. Sehr gern hätte ſie die Geſchichte dieſer intereſſanten Frau gewußt, doch wollte ſie nicht zudringlich ſcheinen.

Die Stimmung, in der Louiſe nach Waldau kam, verbreitete ſich bald über die ganze Geſellſchaft; man war herz-

lich mit einander, aber ernſt. Da die Gräfin merkte, daß Karoline auch die jungen Mädchen mit dieſer Laune angeſteckt hatte, ſo ſagte ſie ihnen, um ſie aufzumuntern, daß ſie ja auf ihrer Hut ſein möchten, bei ihr nicht in dieſer Stimmung zu erſcheinen; »denn,« fügte ſie ſchalkhaft hinzu, »ich werde Beſuch von einigen liebenswürdigen Jünglingen bekommen, an denen ihr die Gewalt eurer Reize verſuchen ſollt; doch Schade, daß nur zwei junge Herren dabei ſind; Eine von euch wird ſich ſchon mit einem ältern begnügen müſſen.«

»Ich überlaſſe meinen Freundinnen gern die jüngeren,« ſagte Karoline, »und erkläre mich für die alten ſoliden Männer.«

»Ich nicht,« rief die lebhafte Eleonore, »erklärt ſich keiner von den jungen Herren für mich, immerhin! doch für die Alten bin ich auch nicht.«

»Was ſagt denn meine Emilie?« fragte die Gräfin; »iſt ſie ſo ganz ruhig bei dieſen Erwartungen?«

»Ich,« erwiederte dieſes liebe Mädchen, »verlaſſe mich auf Tante Johanne, die hat mir längſt ihren Neffen verſprochen, und auf dieſen will ich warten.«

Braunau machte ſeiner Tochter Vorwürfe, daß ſie ſich hinter ſeinem Rücken verſprochen habe, und bat die Gräfin,

ihr zur Strafe für die ganze Zeit ihres Aufenthalts einen von den älteren Herren zum Gesellschafter zu geben.

»So gar alt müssen Sie sich diese auch nicht denken,« versetzte die Gräfin, »der älteste von ihnen ist kaum vierzig Jahr, doch sobald sie angelangt sind, gebe ich Ihnen Nachricht, und dann sehen Sie selbst, wie unsere Töchter wählen.«

Durch diese Scherze wurde die Gesellschaft wieder etwas munterer, doch überfiel Louisen eine gewisse Aengstlichkeit, wenn sie bedachte, daß sich vielleicht jetzt der Zeitpunkt nahe, wo das Herz ihrer Tochter einen Eindruck erhalten könnte, der das Glück ihres ganzen Lebens entscheiden würde.

Der Besuch, den die Gräfin auf ihrem Gute erwartete, waren ihre Freunde aus Italien und aus der Schweiz: denn Essen hatte das ja versprochen, so bald er die Erziehung seiner Kinder vollendet hätte. Um diese Zeit legte sein Karl das achtzehnte, und der junge Groß das zwanzigste Jahr zurück. Beide waren fleißig gewesen und hatten es in allen Wissenschaften ziemlich weit gebracht; auch waren sie artig und gesetzt, denn die sanfte Gemüthsart des jungen Groß hatte Essen's Lebhaftigkeit gemäßigt. Da nun eben der alte Graf von S** von seinem Gesandschaftsposten zu einer noch ansehnlichern Stelle in sein Vaterland zurück berufen wurde, so schlug Dasdorf Essen vor, in ihrer Gesellschaft

die Reiſe nach Deutſchland zu machen; denn der Graf würde jetzt die beſte Gelegenheit haben, den jungen Leuten eine Verſorgung zu verſchaffen.

Eſſen, dem dieſer Vorſchlag gefiel, machte ſich unverzüglich auf den Weg. Ehe er dieſe Gegenden ganz verließ, beſuchte er noch einmal den Bodenſee, er führte den jungen Groß an das Grab ſeines Vaters, und ſie verließen mit ſchwerem Herzen die Inſel Meinau, wo ſie die letzten Ueberbleibſel ihres unglücklichen Freundes zurück laſſen mußten. In Augsburg ſtießen ſie zu dem Grafen, der ſie ſehr freundſchaftlich und wohlwollend aufnahm. Hier fand Dasdorf auch Briefe von ſeiner Schwägerin, die ihn und ſeine Reiſegefährten im Namen der Gräfin ſehr freundſchaftlich einlud, zu ihnen nach Schleſien zu kommen. Den alten Grafen beſtimmten aber ſeine Geſchäfte vor der Hand nach B** zu gehen, und da Eſſen glaubte, daß es auch Zeit ſei, ſich um das Kapital zu bekümmern, was Herr von Roſenberg für ſeine Kinder beſtimmt hatte, ſo wurde ausgemacht, daß er und Dasdorf den alten Grafen erſt nach B** begleiten möchten; indeſſen der junge Graf und die zwei jungen Leute zu der Gräfin nach Schleſien gingen, wo Dasdorf und Eſſen ſie abholen wollten.

Der Graf von S** langte zwei Tage nach der Gräfin mit ſeinen beiden jungen Freunden auf dem Gute dieſer Dame an, und Johanne war vor Rührung und Freuden

außer ſich, als ſie den Sohn ihrer geliebten Schweſter, in welchem ſie Sophiens Ebenbild wieder fand, ſo ſchön und gebildet an ihr Herz drücken konnte. Eben ſo willkommen war der junge Eſſen, der immer der Liebling der Gräfin geweſen, nebſt ſeinem Begleiter, dem Grafen von S**; und mit Ungeduld erwartete man die Ankunft ihrer älteren Freunde.

Die Gräfin, der es Freude machte, Heirathen zu ſtiften, — ob ſie gleich ſelbſt in ihrer Ehe nicht glücklich geweſen war, — wünſchte, daß die jungen Leute ſich untereinander gefallen möchten. Sie konnte kaum erwarten, ob ſie nicht die erſten Spuren aufkeimender Neigung entdecken könnte. Groß und Emilie hielten ſich zuſammen. — Johanne hatte oft mit der jungen Braunau darüber geſcherzt, daß ſie noch ihre Nichte werden würde, Emilie war den Scherz eingegangen, doch ohne weiter etwas dabei zu denken. Als Johanne ihr jetzt unvermuthet den Neffen mit einem bedeutenden Blick zuführte, erröthete ſie und befand ſich in einiger Verlegenheit; denn die jungen Mädchen durften zuvor nicht wiſſen, wer zum Beſuch erwartet wurde. Heinrich, der es merkte, konnte bei der Verlegenheit dieſes liebenswürdigen Mädchens nicht unbefangen bleiben. Wäre er eitel geweſen, ſo hätte er ihr Erröthen bei ſeiner Annäherung wohl einem plötzlichen Eindruck auf ihr Herz zuſchreiben können, doch dazu war er zu beſcheiden, auch war Emiliens Verlegenheit ſo vorübergehend, daß er glaubte

sich geirrt zu haben. Läugnen konnte er nicht, daß sie einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der in seinem Herzen unauslöschlich blieb. — Die scharfsichtige Gräfin bemerkte sehr bald, daß Heinrich an der sanften Emilie hing; er näherte sich ihr stets mit Schüchternheit; nur bei ihr war es ihm wohl; man sah ihn immer zerstreut, doch wenn sie sprach, war er ganz Ohr; auf den Spazirgängen befand er sich stets an ihrer Seite, und wendete nur so viel Aufmerksamkeit auf die andern Mädchen, als die Höflichkeit erforderte. So bald die Gräfin mit Johannen allein war, wünschte sie ihr zu einer so frohen Aussicht Glück; »mit meiner Nichte,« setzte sie hinzu, »geht es nicht so gut, wie mit deinem Neffen, denn ich kann nicht läugnen, daß ich sie insgeheim für meinen Liebling Karl bestimmt hatte.

»Es ist wahr,« versetzte Johanne, »so viel ich bemerkt habe, schwankt er noch zwischen ihr und Karolinen; ich fürchte, ihr Liebling ist noch zu leichtsinnig, um sich zu fixiren.«

Karl ließ es sich ganz gern gefallen, daß Groß ihm die beiden jüngeren Mädchen überließ; sie gefielen ihm beide, doch würde Eleonore, die sich ihm mehr als Karoline näherte, in seinem Herzen die Oberhand behalten haben, wenn nicht der Graf von S** ihn zur Eifersucht gereizt hätte.

Eleonoren fand man zwar nicht so schön als Karolinen, nn diese hatte die Größe und edle Gestalt ihrer Mutter;

doch war auch jene gut gewachſen, und zog durch eine liebenswürdige Lebhaftigkeit den jungen Eſſen ſehr an ſich; — für Karolinen hingegen ſprach eine Stimme in ſeinem Herzen, die er ſich nicht zu erklären wußte. Auch ſie fühlte ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, ſie verbarg ihm aber ihre Empfindungen, die ſie für aufkeimende Liebe hielt, ſehr ſorgfältig; die Lebensgeſchichte ihrer Mutter hatte ſie mißtrauiſch gegen ihr eigenes Herz gemacht.

Der Graf von S** hatte es ſich ſeit ſeiner unglücklichen Liebe zu Louiſen nie wieder einfallen laſſen, einem Frauenzimmer, auch nur zum Scherz den Hof zu machen, und achtete bei ſeiner Ankunft auf die jungen Mädchen ſo wenig, daß er nicht einmal auf ihre Geſchlechtsnamen hörte, da ſie ihm vorgeſtellt wurden. — Der Name Braunau würde ihm gewiß aufgefallen ſein, denn Karoline Braunau und Louiſe von Eſſen waren zu genau mit einander verbunden, als daß er dieſen Namen ſollte vergeſſen haben. — Auch hielt er ſich anfänglich mehr zu den älteren Damen, die er ſehr ſchätzte, denn er hatte bei ſeinem langen Aufenthalt in Rom hinlängliche Gelegenheit gehabt, ihren gebildeten Verſtand und ihre vortreffliche Denkungsart kennen zu lernen.

Karoline ging, gleich ihrer Mutter, gewöhnlich ſehr einfach gekleidet, und trug jetzt einen Hut, der ihr Geſicht ziemlich bedeckte, ſo daß der Graf, — dem es nicht ſehr

am Herzen lag, ſich darum zu bemühen, es noch nicht ſo deutlich geſehen hatte, bis er merkte, daß Karl ihr den Vorzug zu geben ſchien. Dadurch wurde er bewogen, mehr Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten. An einem Sonntage hatte die Gräfin ihre jungen Freundinnen gebeten, ſich etwas beſſer als gewöhnlich zu kleiden. Es traf ſich zufällig, daß Karolinens Putz der nämliche war, den ihre Mutter trug, als der Graf ſie zum erſten Male ſah. Ihr ſchönes kaſtanienbraunes Haar, flatterte in leichten Locken ihr um Stirn und Nacken, und war blos mit einem roſenfarbenen Bande durchflochten; ein weißes knapp anſchließendes Kleid war für ihre ſchöne Geſtalt ſehr vortheilhaft. Dieſer Anzug war Karolinens liebſter Putz, weil ſie auf den Bildern von ihrer Mutter ſah, daß dieſe in ihrer Jugend auch oft ſo gekleidet ging, wiewohl mit dem Unterſchiede, daß das, was bei Karolinen Putz war, bei Louiſen ehedem nur ein elegantes Negligee vorſtellte.

Der Graf wurde durch ihren Anblick ſehr gerührt. Als er in's Zimmer trat, glaubte er die auferſtandene Louiſe vor ſich zu ſehen, und war kaum vermögend ein Wort zu ſprechen.

Johanne, die es merkte, fragte ihn nach der Urſache ſeiner Beſtürzung. Er geſtand ihr, daß die lebhafte Aehnlichkeit dieſes jungen Frauenzimmers mit einer Dame, die ehemals gekannt, ihm ſo aufgefallen wäre.

»Sie ist ihrer Mutter sehr ähnlich,« sagte Johanne, »kannten Sie vielleicht diese?«

»Die Dame lebt nicht mehr,« sagte er mit einem Seufzer! »sie war die unglückliche Gattin unseres Freundes von Essen.«

»Und sie,« versetzte Johanne, »ist die Tochter einer gewissen Madame Rosen, einer schönen und sehr liebenswürdigen Frau.

»Madame Rosen,« sagte der Graf nachdenkend, »nein die kannte ich nicht, und doch wollte ich schwören, diese Karoline Rosen müßte die Tochter der Frau von Essen sein, so auffallend ist die Aehnlichkeit unter beiden.«

Johanne theilte der Gräfin dieses Gespräch mit, die ohnehin immer ein Geheimniß bei Louisen vermuthete; sie nahm sich vor, der Sache im Stillen weiter nachzuforschen, doch ohne dem Grafen etwas merken zu lassen. Ob sie wohl sehr gern selbst Louisens Geheimniß gewußt hätte, so wollte sie es doch nicht andern verrathen.

Der Graf wandte nun kein Auge mehr von Karolinen, so daß diese es endlich merkte, und in Verlegenheit darüber gerieth. Er suchte sich ihr zu nähern; allein sie vermied es; doch konnte sie den Nachmittag, wo getanzt wurde, nicht vermeiden, ihm näher zu kommen. Während dem Tanzen

verlor ſie zufällig das Medaillon mit dem Bilde ihrer Mutter, das ſie an dieſem Tage trug; der Graf hob es auf und wollte es ihr wieder zuſtellen; doch als er Louiſens Bild darauf erblickte, behielt er es bis der Tanz geendigt war, und überreichte es ihr dann mit dieſen Worten:

»Darf ich Sie fragen, liebenswürdige Karoline, weſſen Bildniß Sie auf Ihrem Halsſchmuck tragen?«

»Es iſt das Bild meiner Mutter,« erwiederte ſie, und nahm es mit der Furcht zurück, daß er auch das andere Bild möchte geſehen haben.

»Alſo iſt Madame Roſen nicht Ihre Mutter?« fragte der Graf.

Karoline blickte ihn verwundert an, und ſagte: »Meine Mutter heißt Roſen, und dies iſt das Bild meiner Mutter.«

»Ich kannte einſt in B**,« ſagte der Graf mit Rührung, »eine Dame, der Sie und dieſes Bild ausnehmend gleichen.«

Karoline merkte, daß der Graf ein Bekannter ihrer Mutter ſein müßte, und ſuchte daher das Geſpräch ſo bald als möglich abzubrechen, der Graf hingegen fing an, immer mehr Antheil an Karolinen zu nehmen, doch vermied er, als er ſah, daß ſie allezeit ſchüchtern wurde, wenn er das Geſpräch auf ihre Mutter lenkte, weiter von dieſem

Gegenſtande zu ſprechen. Doch gern unterhielt er ſich mit ihr über jeden andern Gegenſtand, und zwar ſo oft und lange, daß ſich endlich bei dem jungen Eſſen Eiferſucht regte. Er verließ die arme Eleonore faſt gänzlich, und beſtrebte ſich nur Karolinen zu beobachten, ſo daß das arme Mädchen, die wirklich ſchon Neigung für ihn fühlte, ganz traurig darüber wurde. Sie klagte es Emilien, durch die es Karoline ſelbſt erfuhr, und ſogleich verſprach, Eſſen mehr zu meiden, um ihre Freundin nicht zu beunruhigen.

»Wird dir das ſo leicht?« fragte Emilie; denn ſie fühlte, daß es ihr nicht ſo leicht ſein würde, Heinrich's Geſellſchaft zu entſagen.

»Warum ſollte ich einer Freundin nicht dieſes kleine Opfer bringen,« erwiederte Karoline. — Sie hielt Wort, und wich von jetzt an dem Grafen weniger aus, ſo daß er immer mehr Gelegenheit hatte, die ſchöne Seele dieſes Mädchens kennen zu lernen. Karoline glaubte, in ihm einen Mann zu finden, deſſen Charakter ihre ganze Achtung verdiente. Auch irrte ſie ſich jetzt nicht in ihm, denn in der Schule der Leiden war er zum vollkommenen Manne gereift. Freilich ahnete ſie nicht, daß er es war, der ihren Eltern ſo vielen Kummer bereitet hatte.

Nach der vortheilhaften Veränderung, die mit ihm vorgegangen, und nachdem er ſich unter Dasdorf's Leitung ſo manche nützliche Wiſſenſchaften erworben hatte, dachte

ſein Vater mit Ernſt darauf, ihm einen Poſten auszuwirken, in dem er ſeinem Vaterlande nützen könnte. Man hatte ihm ſonſt ſchon, ſeiner großen Verdienſte wegen, Bedienungen für ſeinen Sohn angetragen, allein ſo lange er nicht glaubte, daß dieſer fähig ſei, Geſchäften vorzuſtehen, verſchob er es, eine Art von Gnade anzunehmen, unter welcher das Land bei einer ſchlechten Verwaltung würde gelitten haben. Deſto mehr konnte man ihm vertrauen, als er um eine Stelle für ſeinen Sohn anſuchte. Die Liebe zu Louiſen war nach und nach in dem Herzen des Grafen eingeſchlummert, ob ihm wohl noch immer ein zärtlich Andenken an ſie zurück blieb, das auf die Achtung gegründet war, die ſie ſich durch den Brief an ſeinen Vater bei ihm erworben hatte. Dieſes Andenken hielt ihn bis jetzt ab, eine neue Wahl zu treffen, ſo ſehr ſein Vater auch wünſchte, daß er ſich verheirathen möchte, welcher zu ſagen pflegte: »Es iſt die Pflicht eines Mannes, Gatte und Vater zu werden, ſo bald er eine Familie ernähren kann.«

Der junge Graf fand zwar ſeine Gründe ſehr richtig, doch da ſein Herz bei allen weiblichen Bekanntſchaften, die er machte, kalt blieb, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, blos nach Vernunft zu wählen. Jetzt, da er Louiſens Tochter kennen lernte, regte ſich in ihm der Wunſch, daß dieſes junge Mädchen zehn Jahre älter ſein möchte, denn ſie ſchien ihm alle die Eigenſchaften zu beſitzen, die er ſich bei einer Gattin wünſchen konnte. Nur ihre große

Jugend hinderte ihn, ernſtliche Abſichten auf ſie zu haben, denn er glaubte nicht, daß ein Mädchen von ſechzehn Jahren ſich entſchließen könnte, einem Mann von ſechs- unddreißig ihre Hand zu geben, ob er gleich dieſes junge Mädchen geſetzter fand, als manche andere von ſechsund- zwanzig Jahren.

»Dieſe Madame Roſen,« ſagte er einſt zu der Gräfin, »muß eine vortreffliche Frau ſein, denn die jungen Frauen- zimmer, die ſie gebildet hat, könnten der ganzen weibli- chen Jugend zum Muſter dienen.«

»Das iſt ſie auch« verſetzte die Gräfin, »doch ſcheint ein Geheimniß auf ihrem Schickſal zu ruhen, aus dem man ſich vielleicht manche ihrer Vorzüge erklären könnte. — Ich wünſchte ſehr, Ihnen ihre Bekanntſchaft zu verſchaffen, doch das wird nicht wohl thunlich ſein, denn ſie ſcheuet den Umgang aller Fremden aus den höheren Ständen. Ich ſelbſt mußte mich nur unter verſtecktem Namen bei ihr einführen; doch morgen werden Sie ihren Freund Braunau mit ſeiner Gattin kennen lernen, und auch in ihnen ſehr liebenswürdige Menſchen finden.«

»Braunau?« rief der Graf erſtaunt, »und dieſe Brau- nau's ſind die Freunde von Karolinens Mutter?«

»Die aller vertrauteſten,« erwiederte die Gräfin; »doch warum fällt Ihnen dieſer Name ſo ſehr auf.«

»Ich kannte Perſonen, die ihn führten, und er ruft Begebenheiten in mein Gedächtniß zurück, die einſt den tiefſten Eindruck auf mich machten.«

Von dieſem Augenblick an wurde es dem Grafen zur Gewißheit, daß Madame Roſen Eſſen's Gattin ſei, und er war entzückt darüber, daß er von der Vorſehung beſtimmt ſchien, dieſe beiden Menſchen, einſt durch ihn getrennt, wieder zuſammen zu bringen. — Er ſchrieb noch den nämlichen Tag folgenden Brief an ſeinen Freund Dasdorf:

»Eilen Sie, theurer Freund, unſern Eſſen hieher zu bringen, denn wahrſcheinlich wartet ſeiner hier ein Glück, deſſen er ſich nicht vermuthend iſt. — Ich bin faſt ſicher, die Bekanntſchaft ſeiner liebenswürdigen Tochter gemacht zu haben, und müßte mich ſehr täuſchen, wenn nicht auch ſeine Louiſe hier in der Nähe wäre. — Morgen werde ich vielleicht hierüber Gewißheit erhalten, allein ich kann dem Drange meines Herzens nicht widerſtehen, Ihnen heute ſchon meine Freude mitzutheilen, denn Ihnen darf ich nicht erſt ſagen, wie glücklich es mich machen würde, dieſes edle Paar wieder vereinigen zu können! Das Geheimniß will ich bis zu Ihrer Ankunft bewahren, denn wenn meine Vermuthung mich nicht täuſcht, — ſo müſſen wir es ſo einrichten, daß dieſe beiden edlen Menſchen ſich ſelbſt wieder finden. O theurer Freund, glauben Sie mir,

dann erſt werde ich ganz glücklich ſein, wenn ich nicht mehr das Unglück dieſes vortrefflichen Mannes und ſeiner edlen Gattin auf meiner Seele trage; dieſes Andenken trübte mir bis hieher jede Freude.“

„Können Sie mir es aber wohl glauben, liebſter Freund, kaum ſehe ich von fern die Erfüllung dieſes Wunſches, ſo regt ſich ſchon ein neuer in mir; doch rechnen Sie auf mich, ich werde ihn zu unterdrücken ſuchen, und mich nicht wieder einer Leidenſchaft überlaſſen, die mich einſt unglücklich machte. — Ich lernte hier ein junges Mädchen kennen, ohne Zweifel Louiſens Tochter, ſie iſt ganz das Ebenbild ihrer Mutter, nur beſitzt der Geiſt dieſes Mädchens ſchon die Vorzüge, die die Mutter ſich wahrſcheinlich erſt bei reiferen Jahren erworben hat. Sie rührt mich außerordentlich, aber wir ſind weit in Jahren verſchieden, als daß ich jemals hoffen könnte, auf ihr junges Herz einigen Eindruck zu machen. Dieſe Betrachtung wird mich ſchützen, ihr nie etwas anderes als Achtung und Freundſchaft zu beweiſen. Auch ſie ſcheint dergleichen für mich zu empfinden. Unſer Karl verſteht, wie mich dünkt, dieſe gegenſeitige Freundſchaft falſch, und fängt an, etwas eiferſüchtig auf mich zu werden. — Glaubte er, daß dieſe Karoline Roſen ſeine Schweſter wäre, ſo würde ihm gewiß die Theilnahme nicht entgehen, die die Nichte der Gräfin ihm beweiſt. So viel ich die junge Dingen beobachtet habe, ſcheint es mir, daß dieſe beiden jungen Leute ſich einſt ſehr gut für einander

ſchicken werden, beide ſind frohe unbefangene Geſchöpfe, auch habe ich bemerkt, daß es der Lieblingswunſch der Gräfin iſt, ihre Eleonore und den jungen Eſſen vereiniget zu ſehen.“

„Auch Ihr guter Heinrich, lieber Freund, ſcheint gefangen zu ſein, und mich dünkt, er hat nach ſeinem Charakter gut gewählt. Doch gut wählen muß man unter dieſen drei Mädchen immer, für welche man ſich auch entſcheidet. Die Gräfin ſcheint es völlig darauf angelegt zu haben, unſere jungen Leute zu feſſeln. Ich weiß nicht, ob ſie wohl daran that, ſie jetzt ſchon in die Geſellſchaft dieſer Grazien zu bringen, doch vielleicht bewahrt auch eine frühe edle Liebe ihre jungen Gemüther vor den böſen Eindrücken, deren man in der Jugend leider nur zu empfänglich iſt.“

„Kommen Sie bald, und iſt es möglich, ſo bringen Sie meinen Vater mit; der Umgang dieſer Menſchen wird ſeinem Herzen wohl thun, und die Wiedervereinigung, welcher ich entgegen ſehe, wird ihn, ſo wie mich beglücken.“

Die Gräfin hatte ſchon lange auf Braunau's und ſeiner Gattin Beſuch gerechnet. Eine kleine Unpäßlichkeit hielt Madame Braunau davon ab; da ihr Mann es aber nicht länger aufſchieben wollte, der freundſchaftlichen Einladung zu folgen, ſo nahm er ſich vor, die Reiſe allein zu machen, und Karoline ſollte, ſo bald ſie wieder wohl wäre,

nachkommen. Er versprach ihr indessen zu schreiben, wie ihre Kinder sich amüsirten, und er hielt Wort.

»Es ist recht schade, liebe Karoline,« schrieb er, »daß du noch nicht bei uns bist. Unsere liebe Gräfin hat einen Zirkel um sich her versammelt, der nicht angenehmer sein könnte. Ihre jungen Freunde sind das unter unserm Geschlecht, was unsere Töchter unter dem deinigen sind, und wie groß wird nicht deine Verwunderung sein, wenn ich dir sage, wer sie so gut erzogen hat. — Doch ich will mir nicht selbst vorgreifen, und dir erzählen wie alles gekommen ist.

»Da ich, wie du weißt, wegen der großen Hitze die Nacht durch gefahren war, so fand ich die Damen, als ich ankam, noch bei ihrer Toilette. Ich ließ mich einstweilen in den Garten führen; — Sie werden den Herrn Grafen dort in jener Laube finden, sagte mir der Bediente. Ich ging in die Laube, mich diesem Herrn Grafen selbst vorzustellen, und fand zu meinem großen Erstaunen — den Grafen von S**. Ich trat bestürzt zurück, doch er kam freundschaftlich auf mich zu, faßte mich bei der Hand und sagte: erschrecken Sie nicht vor mir, theurer Mann, erlauben Sie vielmehr, daß ich um Ihre Freundschaft bitte, und wenn ich Ihnen sage, daß auch Herr von Essen mein Freund ist, so werden Sie mir diese Bitte nicht abschlagen. Essen! rief ich verwundert aus, Sie versöhnten sich also noch mit

ihm vor seinem Tode? — Er ist nicht todt, versetzte der Graf, und ich hoffe, ihn bald wieder mit seiner Louise zu vereinigen, wenn mich anders meine Erwartung nicht täuscht, daß diese liebenswürdige Frau noch lebt, und bei Ihnen lebt.»

»Ich zögerte mit der Antwort, weil ich gern erst die näheren Umstände dieser Begebenheit wissen wollte; er merkte es und erzählte mir ausführlich alles, was er wußte, und du erfahren sollst, so bald du zu uns kömmst. Louise muß vor der Hand von diesem allen noch nichts wissen; der Graf hat ihren Mann so geschwind als möglich hieher beschieden; er wird hoffentlich bald mit seinem Vater und Herrn Dasdorf anlangen. Bis dahin müssen wir einen Plan der Vereinigung aussinnen. Da Essen, wie der Graf mich versichert, durch Marien selbst von der Unschuld seiner Frau überzeugt ist, so werden sie gewiß von nun an einander glücklich machen. — Der Graf wünscht beide zu überraschen, und erbittet sich dazu deine Hilfe. Auch ich bedarf deiner, komm nur so bald es dir möglich ist.»

Das übrige des Briefes enthielt den Wunsch: daß, um Louisens Ehre auch vor der Welt ganz wieder herzustellen, Karoline die sichtbare Neigung des Grafen S** erwiedern möchte.

Kaum hatte Madame Braunau den Brief gelesen, als sie hastig eilte abzureisen. Unter andern Umständen würde

ſie Louiſen ungern verlaſſen haben, denn dieſe war ſeit der Abreiſe ihrer Zöglinge ſehr tiefſinnig geworden. „Ich merke, daß Beſchäftigungen mir ſehr nöthig ſind," ſagte ſie zu ihrer Freundin, als dieſe einige Beſorgniſſe blicken ließ, ſie allein zu laſſen, und will daher, ſo bald du abgereiſt biſt, auf mein Gut gehen; dort ſoll es mein Geſchäft ſein, mich mit meinen Bauern bekannt zu machen, und ihre Kinder zu unterrichten."

Karoline bat ihre Freundin beim Abſchied, in ihrer Einſamkeit das Wäldchen nur nicht oft zu beſuchen. »O Karoline," verſetzte Louiſe, »jenes Denkmahl errichtete ich nicht für mich, ich trage eins in meinem Herzen, und hier iſt es mit Zügen eingegraben, die nie verlöſchen werden. Jenes errichtete ich nur für meine Tochter, die, da ſie ihren Vater nicht kannte, etwas Sinnliches haben mußte, an das ihre Einbildungskraft ſich ſchließt. — Mich begleitet der Gedanke an meinen Gatten jetzt mehr als jemals, ſchlafend und wachend habe ich ihn vor Augen, und wenn ich mich nicht ſo geſund fühlte, ſo dächte ich, es könnten Ahnungen ſein, daß wir bald vereinigt würden."

»Ich dachte ſchon oft," ſagte Karoline, die gern dieſe Gelegenheit ergriff, um ihre Freundin vorzubereiten, — »die Möglichkeit, daß dein Karl noch am Leben ſein könnte, und daß ihr noch hier auf der Welt mit einander glücklich würdet; auch muß ich dir geſtehen, daß mir ſeit kurzem dieſe Idee immer lebhafter wird."

„Wecke keine leeren Hoffnungen in mir," ſagte Louiſe gerührt, „denn wenn er auch noch lebt, ſo lebt er nicht für mich! und es iſt mir ein Troſt, wenn ich mir ihn verklärt denke, denn da hoffe ich, wird ihm auch meine Unſchuld bekannt ſein."

Hätte Karoline nicht gewußt, daß dem Schickſal ihrer Freundin eine glückliche Veränderung bevorſtände, ſo wäre es grauſam geweſen, ſolche Hoffnungen zu nähren, denn wirklich wurden dadurch tauſend freundliche Ideen in ihr geweckt, die ſie in ihre Einſamkeit begleiteten.

Karoline eilte mit froherem Herzen dem Hauſe der Gräfin zu, und empfing ihren Mann, der ihr eine Stunde von dem Orte entgegen kam, mit Freuden. Sie ſagte ihm auch, daß ſie den Samen der Hoffnung in Louiſens Herz geſtreut habe.

Braunau erzählte ihr dagegen, wie die Sachen in Werneburg ſtanden. Der Graf glaubt, daß Eſſen und Dasdorf in kurzem ankommen werden, und lebt ganz in der Vorſtellung von den Freuden einer nahen Zukunft. Nur ſeine Liebe zu Karolinen ſcheint dieſem Gefühl die Wage zu halten; er liebt ſie zärtlich, und doch mag er es ihr nicht zu erkennen geben, weil er meint, ein ſo vorzügliches junges Mädchen ſei nicht für einen Mann von ſeinen Jahren.

„Ich werde mir Mühe geben," erwiederte Karoline, »des Mädchens Neigung zu erforschen, und ist sie ihm nicht abgeneigt, so wäre es das beste Mittel, die Falschheit der Verleumdungen zu beweisen, die Christiane einst wider ihre Base ausgestreut hatte."

Karoline wurde in Werneburg mit großen Freuden empfangen, besonders aber war es den jungen Mädchen angenehm, eine von ihren Müttern aus Waldau zu erblicken. — Der Graf war anfangs schüchtern; er wußte nicht, daß Braunau ihn seiner Frau schon in einem bessern Licht bekannt gemacht hatte. Doch wurde er durch ihre freundschaftliche Bewillkommnung bald etwas dreister.

Auch mit der übrigen Gesellschaft wurde Madame Braunau sehr geschwind vertraut, denn so offene gute Menschen als hier zusammen kamen, brauchen nicht viel Zeit sich kennen zu lernen. Der Anblick des liebenswürdigen Sohnes ihrer Freundin rührte sie unendlich! wie gern hätte sie ihn mit offenen Armen empfangen und an ihr Herz gedrückt! Bald konnte sie auch, wenigstens zum Theil, ihrer Neigung freien Lauf lassen, denn da Karl und Heinrich sahen, daß alle drei Mädchen sie Mutter nannten, baten sie sich die Erlaubniß aus, es auch zu dürfen. So wie die Gräfin und Johanne Aller Tante war, so wurde Karoline Aller Mutter.

Madame Braunau fand bei genauer Beobachtung die Töchter etwas verändert; Emilie war äußerſt gefühlvoll und zärtlich gegen ihre Eltern, und im Ganzen munterer als ſonſt. Karoline ſchien ihr am wenigſten verändert, denn außer einer kleinen Verlegenheit, wenn Karl oder der Graf in ihrer Nähe waren, bemerkte ſie nichts an ihr; Eleonore hingegen zeigte eine ſehr ungleiche Gemüthsart, bald war ſie ausgelaſſen luſtig, bald traurig, und zuweilen auch wohl mürriſch. — Karoline theilte der Gräfin ihre Bemerkungen mit, und zog ſie überhaupt in das Geheimniß.

Welche Freude für eine ſo wohlwollende, fein fühlende Frau als die Gräfin! Beide genoſſen ſchon im Voraus die rührende Scene der verabredeten Ueberraſchung; beide ſchmückten ſie mit allen Farben der lebhaften Imagination, als plötzlich die junge Roſen eilig herein trat, und die Gräfin um Erlaubniß bat, Madame Braunau auf einen Augenblick allein ſprechen zu dürfen. Sie entfernten ſich, und nun bat Karoline mit Haſtigkeit ihre mütterliche Freundin, ihr den wahren Namen ihres Vaters zu ſagen. »Meine Mutter hat mir ihn verhehlt, allein jetzt muß ich ihn nothwendig wiſſen.«

Madame Braunau war ganz verwundert über die Eilfertigkeit und Heftigkeit des jungen Mädchens, und begehrte die Veranlaſſung zu wiſſen.

»Ich war eben im Garten,« sagte sie, »und da ich glaubte allein zu sein, betrachtete ich das Bild meines Vaters, das meine Mutter mir neulich geschenkt hat. Die Erinnerung der traurigen Schicksale meiner Eltern machte mich weinen, der böse Karl belauschte mich, ohne daß ich es wußte. Da er mich weinen sah, kam er voll Mitleid zu mir, und gab sich Mühe, mich zu trösten; im Schrecken über seine plötzliche Annäherung fiel mir das Bild aus der Hand, ich wollte es ihm entreißen, doch er hatte es schon gesehen, und sagte ganz verwundert: Karoline, wie kommen Sie zu dem Bilde meines Vaters? ich wollte ihm nicht sagen, daß es das Bild meines Vaters wäre, und antwortete ihm, daß ich es selbst nicht wüßte, und eben zufällig die Feder an meinem Medaillon entdeckt hätte, — doch da ich sehr ungeschickt im Lügen bin, mochte er dies wohl nicht glauben. Er holte ein kleines Gemälde hervor, das er bei sich trug, und verglich es mit dem meinigen. »Dies ist mein Vater,« sagte er, »und sehen Sie nur die große Aehnlichkeit unter beiden. — Sagen Sie mir,« fing er wieder an, »wie kömmt dieses Bild zu dem Bilde Ihrer Mutter?« »Ich weiß es wirklich nicht,« erwiederte ich, »ich darf — — ich kann Ihnen das Geheimniß nicht erklären.«

»Sie dürfen nicht,« sagte er, »also wissen Sie es doch? O so quälen Sie mich nicht, und entdecken Sie es mir.«

»Ich suchte ihm auszuweichen, und wollte wider meine Ueberzeugung die Bilder nicht ähnlich finden, doch er be-

ſtand darauf, und ich wußte mir nicht mehr zu helfen, als zum Glück für mich meine Geſpielinnen kamen, und mich aus der Verlegenheit rießen. Nun bitte ich Sie, liebe Mutter, um alles, ſagen Sie mir, was das zu bedeuten hat.»

Da Louiſens Schickſal ſeiner Entwickelung ſo nahe war, ſo glaubte Madame Braunau keinen Fehler zu begehen, wenn ſie Karolinen den Namen ihres Vaters entdeckte. — Mit Freuden vernahm Karoline, daß ihr Vater und Bruder noch lebten, es war ihr unendlich angenehm, daß ſie den letzten ſchon kannte und liebte. — »Ich darf es ihm doch entdecken, daß er mein Bruder iſt?» fragte ſie bittend.

Madame Braunau wollte ohne den Grafen und ihren Mann nichts vornehmen, um dieſen die Freude nicht zu verderben, und rieth, es noch zu verſchweigen. Sobald ſie ſich mit ihrem Mann und dem Grafen allein befand, entdeckte ſie ihnen, was vorgefallen war. Der Graf meinte, es werde dem jungen Eſſen eben nicht lieb ſein, in Karolinen eine Schweſter zu finden, »denn er iſt in ſie verliebt,» ſetzte er hinzu, »er wird mich haſſen, weil Karoline mir einige Parteilichkeit bezeigt. — Doch ach! wie bald wird dieſe verſchwinden, wenn die unſchuldige reine Seele mich erſt ganz kennen lernt!»

Madame Braunau fühlte die Richtigkeit ſeiner Bemerkung, und fürchtete wirklich, daß Karolinens feines

Gefühl sie von dem Grafen zurück schrecken würde, wenn sie einst erführe, was er gewesen war. Um diesen Eindruck wo möglich entgegen zu arbeiten, bat sie die Gräfin, ihr als von ungefähr zu erzählen, wie der Graf einst in Italien dem Herrn von Essen das Leben rettete.

Die unschuldige Karoline hörte diese Geschichte mit Vergnügen an, denn sie war dem Grafen wirklich gut, und eilte, sie der Madame Braunau wieder zu erzählen. Nachdem sie lange mit vielem Lobe von ihm gesprochen hatte, fiel ihr ein, daß der Graf auch ihre Mutter kennen müßte; sie erzählte der Madame Braunau, was er ihr über das Bild derselben gesagt hatte, und verlangte von ihr eine Erklärung darüber. Diese war zu ehrlich, um ihr zu verschweigen, welchen Antheil er an dem Unglücke ihrer Eltern hatte, doch suchte sie seine Schuld so viel als möglich zu mildern; sie setzte den Eifer sehr in's Licht, mit dem er jetzt die Wiedervereinigung betrieb.

»Das ist das wenigste, was er thun kann,« erwiederte sie traurig; und so liebenswürdig sie ihn bis jetzt auch gefunden hatte, so war es ihr doch im ersten Augenblick unmöglich, sich zu überzeugen, daß ein Mann, der einst so gehandelt, je gut werden könne.

Es kostete dem guten Mädchen viel Mühe, sich ihrem Bruder nicht zu erkennen zu geben, zumal da er täglich in sie drang, ihm das Geheimniß zu offenbaren; Madame Brau-

nau gestand ihr endlich die wiederholte Bitte zu. Sie entschloß sich um so mehr dazu, als der Graf schon seit einigen Tagen auf Nachrichten von Dasdorf und Essen wartete, und sich das Geheimniß ohnehin bald aufklären mußte.

Er hatte geglaubt, daß Dasdorf so geschwind als möglich mit Essen zu ihm eilen würde, und konnte sich das Stillschweigen und Wegbleiben seiner Freunde nicht erklären, ob es gleich sehr natürlich war, daß sie auf die Art, wie sie reisten, nicht früher anlangen konnten.

Da der alte Graf von S** Willens war, Dasdorf und Essen nach Schlesien zu begleiten, so mußten sie mit ihm nach Frankfurt an der Oder gehen, wo er Geschäfte hatte; hier trafen sie in einer Gesellschaft Personen an, die eben aus Schlesien kamen, wo sie unter andern das Riesengebirge besucht hatten. Es wurde in dieser Gesellschaft viel von Schlesien gesprochen; man lobte die Güte des Bodens in dem Breslauischen und einigen andern Fürstenthümern Schlesiens. — »Bei dem Ankauf eines Gutes, kann man allemal sicher sein,« sagte einer von den Herren, — »sein angelegtes Geld zu sechs vom Hundert zu nutzen, ja es sind mir Güterbesitzer vorgekommen, die durch Fleiß und gute Kultur es zuweilen zu zehn bis zwölf vom Hundert brachten.« — »Wenn ich im Stande wäre,« sagte ein anderer, »mir ein Gut zu kaufen, so würde ich mein Geld in keinem anderen Lande als in Schlesien anlegen, denn dort hat ein fleißiger

Landwirth Gelegenheit, vieles zu verbeſſern, und kann dann auch von ſeinem Fleiß Nutzen ziehen.“

Dasdorf und Eſſen hörten ſehr aufmerkſam auf dieſes Geſpräch, und theilten ſich gegenſeitig ihre Gedanken mit. Als ſie wieder allein waren, bezeigten beide Luſt, ſich in dieſem Lande anzukaufen. Der Graf hörte es ſehr gern, und beſtärkte ſie in ihrem Vorſatz. Sie beſchloſſen einmüthig, ehe ſie zu der Gräfin gingen, eine Reiſe durch Schleſien zu machen. Eſſen wünſchte bei dieſer Gelegenheit auch das Rieſengebirge zu beſuchen. Da ſeine Freunde dieſen Wunſch mit ihm theilten, ſo beſchloſſen ſie dem jüngern Grafen S** zu ſchreiben, daß er mit den jungen Leuten dorthin zu ihnen kommen möchte.

Der Brief wurde zwar ſogleich geſchrieben, doch kam er nicht an, weil man in dem Gaſthof, wo ſie wohnten, vergeſſen hatte, ihn auf die Poſt zu geben; auch der Brief, den der junge Graf an Dasdorf geſchrieben hatte, verfehlte den Ort ſeiner Beſtimmung, wie wir in der Folge ſehen werden.

Unſere Reiſenden gingen inzwiſchen an den Ufern der Oder bis Croſſen, von da beſuchten ſie das Fürſtenthum Sagan, gingen nach Bunzlau, Löwenburg bis Friedberg, denn dahin hatten ſie ihre Gefährten beſchieden. Voll Hoffnung ſie zu finden, näherten ſie ſich dem Wirthshauſe, fanden aber niemand und warteten noch einige Tage ver-

gebens mit sichtbarer Ungeduld. Endlich that ihnen der alte Graf, der sich nicht lange aufhalten konnte, den Vorschlag, einstweilen das Riesengebirge zu besuchen; hauptsächlich hatten sie es auf die sogenannte Schnee- oder Riesenkoppe abgesehen, da dieser der höchste Berg in Schlesien, vielleicht auch einer von den größten in Europa ist. Majestätisch erhebt er sein Haupt, fast immer mit Schnee bedeckt, über die andern Berge; man rechnet den Weg vom Fuß bis auf den Gipfel auf drei deutsche Meilen. Unsere Reisenden glaubten sich, als sie ihn erstiegen hatten, in die Wolken versetzt. Essen, der mit den Schweizergebirgen sehr bekannt war, glaubte die Schneekoppe dem St. Gotthardsberg an die Seite stellen zu müssen. — Da sie sehr früh ausgegangen waren, langten sie schon um zehn Uhr bei der Kapelle des heiligen Lorenz an, die ein Graf Schafgotsch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte erbauen lassen; sie waren sehr begierig, die Kapelle zu erreichen, nicht eben aus Achtung gegen den heiligen Lorenz, sondern um ein Plätzchen zu finden, woselbst sie von ihrer großen Ermüdung ausruhen konnten. Nachdem sie etwas kalte Küche und Wein verzehrt hatten, gingen Dasdorf und Essen in der Kapelle umher, und beschäftigten sich die Namen der Reisenden zu lesen, die an den Wänden angeschrieben waren. Essen fing schon an über diesem Geschäfte Langeweile zu fühlen, als ihm auf einmal der Name, — Leopold Braunau aus Waldau in Schlesien, — in die Augen fiel; die Jahrzahl war vom vorigen Jahre, und neben ihm stand

der Name seines Schwagers Soden. Er rief voll Freuden Dasdorf herbei und sagte ihm: daß er hier einen alten Freund gefunden hätte. Er freute sich jetzt doppelt über seine Reise nach Schlesien, weil er sich mit der wahrscheinlichen Hoffnung schmeicheln durfte, diesen treuen Freund seiner Louise noch einmal wieder zu sehen. Gern wäre er unmittelbar abgereist um Waldau zu erforschen, und noch etwas von seiner verewigten Louise oder ihrem Kinde zu hören; doch da der alte Graf ihm und Dasdorf zu Gefallen diesen Umweg gemacht hatte, so wollte er ihm nicht gern den Vorschlag thun, so plötzlich einen andern Weg zu nehmen.

Nach einigen Stunden Ruhe, die sie in der Kapelle genossen, schickten sie sich an, den Berg wieder zu verlassen, doch da sie wenig Schritte gemacht hatten, bemerkten sie, daß sich unter ihnen ein Gewitter zusammen zog; dieser Vorfall war ihnen gar nicht unangenehm, denn es ist gewiß eins der herrlichsten Schauspiele der Natur, ein Gewitter unter sich zu sehen. Unsere drei Freunde erinnerten sich dabei, theils auf den Schweizergebirgen, theils auf dem Aetna, das nämliche gesehen zu haben, und es gab ihnen zu manchen angenehmen Gesprächen Anlaß.

Den folgenden Tag sahen sie sich noch in einigen andern Gegenden des Riesengebirgs um, besuchten die Einwohner des Landes, die sie, wie es die meisten Bergbewohner sind, — mehr arm als wohlhabend fanden. Die Leute bauen

wenig Getreide, doch fehlt es ihnen nicht an Holz und Steinkohlen. — Die Reichthümer, die das Innere der Gebirge enthält, können den armen Landmann nicht beglücken, vielmehr ist es ein Unglück für ihn, wenn man auf den Einfall kömmt, sie auszugraben. Ob sie gleich für die Klumpen Gold und Silber, die sie aus der Erde hervorholen, einige Groschen Tagelohn erhalten, so setzen sie doch dabei ihre Gesundheit, ja ihr Leben auf's Spiel. Wie sehr würde der Glanz des Goldes in unsern Augen verdunkelt werden, wenn wir sehen könnten, wie viel Schweißtropfen ein kleines Stückchen dieses edlen Metalls dem armen Bergmanne kostet, ehe er es aus der Erde hervor bringt. Nur zu oft muß es zur Befriedigung der Lüste eines üppigen Reichen dienen, doch unsere Reisende verstanden, einen bessern Gebrauch davon zu machen; sie beschenkten die armen Bauern reichlich, und nahmen tausend Segenswünsche aus dieser Gegend mit hinweg.

Der Graf führte jetzt seine Gefährten in das Fürstenthum Schweidnitz, denn man hatte ihm gesagt, daß hier ein sehr schönes Gut zu verkaufen wäre. In Schweidnitz selbst fand er einen alten Bekannten, der einst Pachter auf einem von den Gütern seines Vaters war, und sich dort angekauft hatte. So bald sie in dem Ort ankamen, lies er diesen Mann zu sich kommen, gab sich ihm zu erkennen, und bat ihn um seinen Rath über das Gut Teichnau, welches im Schweidnitzer Kreis zu verkaufen war.

Der ehrliche alte Mann war vor Freuden außer ſich, als er hörte, wen er vor ſich hatte. »Liebſter Herr Graf,« ſagte er, »Sie kommen wie ein Engel vom Himmel, wenn Sie dieſes Gut kaufen wollen, gewiß ſchickte Sie Gott auf das Gebet der armen Frau von L** und ihrer unglücklichen Familie hieher, um dieſe braven Leute von dem Elend zu erretten, in das ſie ohne Ihre Hilfe in wenig Tagen gerathen müſſen.«

Der Graf und ſeine Gefährten waren über die Ausrufungen dieſes alten Mannes ganz verwundert, und es dauerte lange, ehe man ihn dahin bringen konnte, einen ausführlichen Bericht über die ganze Sache zu geben. Er ſprach nur immer von Unglück und Ungerechtigkeit, bedauerte die Frau von L** und ihre armen Kinder; »denn ob ſie ſchon nur vom bürgerlichen Stande war,« ſagte er, ſo verdiente ſie doch eine Edelfrau zu ſein, ſo gut war ſie gegen alle Menſchen und ſo mitleidig gegen die Armen; auch war ſie hübſcher Leute Kind, der Onkel des ſeligen Herrn von L** hätte nicht nöthig gehabt, ſich ihrer zu ſchämen. Wollte Gott, daß der Neffe öfter den Vorſtellungen ſeiner Frau Gehör gegeben hätte, dann wären die Umſtände gewiß nicht ſo, wie ſie jetzt ſind.«

So ging es noch lange fort, ehe man es dahin bringen konnte, der Geſchwätzigkeit des gutmüthigen Alten Einhalt zu thun. Endlich gelang es Dasdorf, die Fragen an-

zubringen: »Wer ſind denn dieſe Frau von L** und ihr Onkel? und wie können wir ihr helfen?«

Nun faßte ſich der Alte wieder. »Der Schwiegervater der Frau von L**,« hub er an, »lebte noch vor zwanzig Jahren, als ich hieher kam, auf dem Gute Teichenau im größten Wohlſtande; er hatte einen einzigen Sohn, zwar von gutem Herzen, aber übrigens ziemlich flüchtig. Er hatte ihn in der Stadt mit ſeines Bruders Kindern erziehen laſſen, auch gingen ſie nachher mit einander auf Reiſen, wo viel Geld verthan wurde, doch wußten es die Vettern ſo einzurichten, daß es aus dem Beutel des Teichenauers, und nicht aus dem ihrigen ging, ſie waren das von ihrem Vater her ſchon ſo gewohnt. Als ſie zurück kamen, klagte mir der alte Herr, — mit dem ich indeſſen Bekanntſchaft gemacht hatte, oft mit Thränen, daß ſein Sohn auf ſeiner Reiſe ſehr ausſchweifend geworden; er hat vieles Geld verthan, ſagte er, und nichts dafür gelernt; nun liegt er beſtändig in der Stadt, verſchwendet dort, und läßt mich armen Mann hier allein. Zum Glück, daß noch mein Bruder dort wohnt, der auf ihn Acht haben kann. Doch das war eben ein Unglück für den jungen Herrn. Der Onkel hatte eine Tochter, die zwar hübſch aber von böſer Gemüthsart war, ſie wurde für ſeinen Neffen beſtimmt; anfangs ſchien auch der junge Herr Luſt zu ihr zu haben, doch als er eines Tages, — ſein Vater hatte ihm einen Auftrag an mich gegeben, — ſeine jetzige Frau, die eben bei meiner Tochter

zum Beſuch war, zu Geſichte bekam, verliebte er ſich in ſie. Dieſes Mädchen, die Tochter eines braven Offiziers, der vor einigen Jahren geſtorben, lebte hier mit ihrer Mutter von einer kleinen Penſion und ihrer Hände Arbeit. Wir ließen verſchiedenes bei ihr nähen, und dadurch gerieth meine Chriſtiane mit ihr in Bekanntſchaft. Sie können glauben, daß ſie ſehr ſittſam und ſtill erzogen war, ſonſt hätte ich nicht gelitten, daß meine Tochter mit ihr umgegangen wäre.»

»Doch wie geſagt, der junge Herr von L** ſah das Mädchen in unſerm Hauſe, er kam nun öfter zu mir, ohne daß ich die Urſache davon errathen konnte; er gab der Mamſell Weiden, ſo hieß dieſes Frauenzimmer, — oft etwas zu arbeiten, und wußte ſich bei ihr einzuſchmeicheln, ohne daß ich etwas argwöhnte, denn mich einfältigen Mann wußte er leicht zu hintergehen. Da der gute Vater fand, daß ſein Sohn ordentlicher wurde, bat er mich dringend, ihn ſo oft er nur wolle, zu mir kommen zu laſſen; ich lud ihn daher immer ein und ermahnte die Mädchen, ihn durch Singen und Spielen zu unterhalten. Der junge Menſch wurde ſittſam und beſcheiden, ganz wider ſeine bisherige Gewohnheit; wir waren alle recht froh darüber, und wann ich nach Teichenau kam, ſo wußte der alte Herr nicht, wie er mir genug dafür danken ſollte. Er glaubte, daß ich allein an dieſer Veränderung Schuld wäre, ich war auch dumm genug es ſelbſt zu glauben, bis endlich meine Chriſtiane

mir das Räthsel löste. Der junge Herr von L**, sagte sie mir nämlich, hat der Mamsell Weiden Heirathsanträge gethan; sie liebt ihn wohl auch, doch wollte sie sich nicht gern hinter dem Rücken seines Vaters mit ihm einlassen; sie entdeckte sich mir, und wünschte meinen Rath darüber zu hören. — Ich war über diese Nachricht sehr erschrocken, und hielt es für meine Pflicht, sie dem alten Herrn so bald als möglich zu entdecken. Der ehrliche Vater bezeigte zwar eben keine große Freude an dieser Heirath, doch hätte er sich wohl am Ende noch dazu bereden lassen, wenn nicht sein Bruder, der es auch erfuhr, dazwischen gekommen wäre. Der verleumdete die arme Weiden bei ihm, und that ihm den Vorschlag, seinen Sohn so bald als möglich mit seiner Tochter zu verbinden; der junge Mann widersetzte sich aus allen Kräften, denn er hatte die böse Gemüthsart seiner Cousine kennen lernen; es veranlaßte schlimme Auftritte unter den Verwandten, die den guten Alten so angriffen, daß er in eine Krankheit verfiel, von der er nicht wieder aufkam.»

»Kurz vor seinem Ende brachte es der Sohn dahin, daß er die Mamsell Weiden zu sich kommen lies, und seine Einwilligung zu der Heirath nebst seinem väterlichen Segen ertheilte. Seine Nichte war ohnehin indessen mit einem Fähnrich davon gelaufen.»

»Einige Wochen nach dem Tode des alten Herrn feierten die jungen Leute ihre Hochzeit, und lebten verschiedene

Jahre recht glücklich. Doch der guten Frau von L** that es immer weh, Augenzeuge zu sein, daß ihr Mann mit seinem Onkel in Feindschaft lebte; sie wendete daher alles an, sie auszusöhnen, und das war ihr Unglück. Die jungen Vettern sahen die Aussöhnung recht gern, denn sie rechneten darauf bei dem Herrn von L**, wie ehedem, offene Kasse zu haben. Anfänglich hütete er sich dafür, doch nach und nach zog ihm sein Onkel wieder ganz an sich, — denn der ist sehr listig. — Der leichtsinnige junge Mann wurde zu allerlei Ausschweifungen verleitet, und die Frau von L** sah bald ein, daß sie diese Aussöhnung zu ihrem Unglück befördert hatte.»

»Der Onkel lieh eine beträchtliche Summe nach der andern auf das Gut, die er und seine Söhne mit verzehren halfen. Die arme Frau grämte sich über den Verfall ihrer Umstände und wurde kränklich, der Mann fand sie jetzt nicht mehr so hübsch und so angenehm wie sonst, und entfernte sich von ihr, so daß sie oft ganze Wochen mit ihren vier Kindern auf dem Lande allein saß. Ich war noch ihr einziger Trost, wenn ich zu ihr kam; da ich endlich den Jammer nicht mehr ansehen konnte, so machte ich dem Herrn von L** Vorstellungen darüber. Im Anfang fruchteten sie etwas, doch ließ er sich bald wieder hinreißen, und die wüste Lebensart ging verschiedene Jahre so fort, bis er eines Tages nach einem sehr schnellen Ritt, den er in der Gesellschaft seiner Vettern gemacht hatte, krank nach Hause

kam, und bald darauf an einem hitzigen Fieber ſtarb. Es iſt ein halbes Jahr, daß dieſe arme Frau Witwe iſt, und ſeitdem hat ſie noch keine frohe Stunde gehabt. So bald der Mann todt war, meldete ſich der Onkel mit einer Schuldforderung von ſechzig tauſend Rthlr., das Gut iſt zwar immer ſeine hundert tauſend Rthlr. werth, allein der Onkel hat erklärt, daß er es für ſeine Schulden annehmen will, und darum bietet keiner von den andern Edelleuten mehr darauf, man will ihn nicht beleidigen. Wäre es nur nicht wider unſere Landesverfaſſung, daß ein bürgerlicher ein adeliches Gut kaufen dürfte, ſo würde der wohlthätige Herr Braunau gewiß der armen Witwe aus der Noth helfen.»

»Wider den Willen des alten Herrn von L** habe ich den Verkauf des Gutes bekannt machen laſſen, und wie ich ſehe, hat Gott dieſen Einfall geſegnet, weil er mir Sie, theuerſter Herr Graf, zuſchickt, da gerade übermorgen der letzte Termin iſt. Findet ſich bis dahin kein Käufer, ſo muß die Frau von L**, mit ihren vier hoffnungsvollen Kindern, das Haus als eine Bettlerin verlaſſen.»

Der Alte weinte wie ein Kind, als er ſeine Erzählung geendigt hatte; auch ſeine Zuhörer blieben nicht ungerührt, ob wohl Eſſen ſehr erfreut war, hier Jemand gefunden zu haben, der Braunau kannte. »Laſſen Sie uns immer,» ſagte der Graf, »Teichenau in Augenſchein nehmen, viel-

leicht gefällt es Ihnen, lieber Eſſen, und iſt das nicht, ſo wollen wir ſchon ſehen, wie wir der guten Frau auf eine andere Art helfen.“

Es wurde ſogleich verabredet, daß der ehrliche Alte ſie den Nachmittag nach Teichenau führen ſollte, inzwiſchen ließ er ihnen den von ihm ſelbſt aufgeſetzten Anſchlag des Guts zurück.

Eſſen konnte nicht umhin, noch ehe der Alte ſich entfernte, ihn nach Braunau's Aufenthalte zu fragen, und erfuhr, daß dieſer ungefähr ſeit ſechzehn Jahren ein Gut bewohne, welches er von ſeinem Onkel geerbt habe. — Bisher war es ihm unmöglich geweſen, etwas gewiſſes von dieſem Freund ſeiner Louiſe zu erfahren, denn da auch die Faber'ſche Familie kurz nach Braunau's Abreiſe die Gegend von F** verließ, ſo wußte Niemand eigentlich, wohin ſie gekommen waren. Louiſe wünſchte überdies, daß ihr Aufenthalt verborgen bliebe, um den Zudringlichkeiten der Frau von A** zu entgehen. Ihr zu gefallen verſchwieg Braunau ſeinen künftigen Wohnſitz, als er von F** abging.

Eſſen theilte ſeinen Reiſegefährten die gemachte Entdeckung mit, und bat ſie, ihn ſo bald als möglich nach Waldau zu begleiten; ſie verſprachen es um ſo lieber, da Braunau's Gut gar nicht außer dem Wege von Werneburg lag.

Nachmittag fuhren sie mit dem alten Pachter nach Teichenau. Sie stiegen auf den Vorschlag des Alten am Garten aus; er wollte sie, während der Garten in Augenschein genommen wurde, bei der Frau von L** melden, und sie auf ihren Besuch vorbereiten; »denn,« fügte er hinzu, »ihr Unglück hat sie schüchtern und Menschenscheu gemacht, darum ist es gut, wenn ich voraus gehe, und ihr sage, was sie von Ihnen zu erwarten hat.«

Sie durchstreiften hierauf den Garten, der noch im alten holländischen Geschmack angelegt war. Sie fanden ihn ziemlich verfallen und verwildert, bis sie an ein eingezäuntes Fleck kamen, das sie für den Küchengarten hielten; hier leuchtete überall Ordnung und Fleiß hervor; ein üppiger Wuchs der Gemüse verrieth den guten Boden und die fleißige Wartung. Endlich gelangten sie in den Hof, der sehr reinlich gehalten war; die blanken Milchgefäße standen an der Luft um zu trocknen; auf dem Grase wurde Leinewand und Zwirn gebleicht; ein junges nett gekleidetes Mädchen von ungefähr zwölf Jahren schien das Amt der Bleicherin zu versehen, zugleich aber gab sie auch auf einige kleinere Kinder Acht, die im Grase spielten.

Die drei Freunde näherten sich ihr und frugen, ob sie vielleicht das Fräulein von L** wäre?

»Ja, meine Herren,« erwiederte sie mit einer liebenswürdigen Freimüthigkeit; »befehlen Sie meine Mutter zu

ſprechen, ſo will ich Sie hinein führen; doch ich bitte, reden Sie ja gütig mit ihr, denn ſie iſt ſchon ſeit einiger Zeit kränklich.“

„Wir kommen als Freunde Ihrer Mutter,“ verſetzte der Graf, „und wollen ihr unſere Dienſte anbieten.“

„Sie wollen uns alſo nicht aus dem Hauſe werfen?“ ſagte ein kleiner Knabe mit einem offenen Geſicht, der indeſſen herbeigekommen war.

„Nein, mein liebes Kind,“ ſagte Eſſen. „Wenn doch nur der böſe Mann in der Stadt auch ſo dächte,“ erwiederte der Knabe. — „Pfui, Ludwig, ſo mußt du ihn nicht nennen,“ fiel das junge Mädchen ein, „er iſt ja unſer Onkel.“

„Er war aber doch ſehr bös mit der Mama, als er geſtern hier war, und ihr drohte, daß er ſie aus dem Hauſe werfen wollte. — Wäre ich nur ſchon ſo groß, wie der Herr dort (auf Eſſen zeigend), ſo wollte ich anders mit ihm reden.“

Das junge Mädchen ſuchte ihn zu beruhigen, und entſchuldigte ihren Bruder damit, daß er dieſen Ort ſehr ungern verließe, und aus dieſer Urſache ſei er dem Onkel, dem das Gut verpfändet wäre, ſo gram.

Die kluge Zurückhaltung des jungen Mädchens gefiel den drei Freunden überaus, und flößte ihnen ein günſtiges

Vorurtheil für die Mutter ein, die in dem Augenblick mit dem ehrlichen Alten zu ihnen kam, und ſie bat, in das Haus zu gehen.

Das Aeußere dieſer Frau war edel und voll Anſtand doch las man tiefen Kummer in ihren Mienen, der ihrem ganzen Weſen eine ſanfte Duldung verlieh. — Sie empfing die Herren mit vieler Höflichkeit, und dankte für die gute Abſicht, mit der ſie gekommen wären; doch äußerte ſie die Furcht, daß der Onkel ihnen zu mächtig ſein würde: »wenigſtens unſere Obrigkeit ſcheut ſich vor ihm,« ſagte ſie, »alles bemitleidet mich, aber Niemand kann mir helfen.«

Der Graf von S**, ob er gleich ſonſt nicht der Mann war, der mit ſeinem Stande groß that, und ſein Anſehen in Privatangelegenheiten gebrauchte, ließ doch, um ſie zu beruhigen, ein Wörtchen vom Miniſter fallen, und ein Strahl von Hoffnung belebte das matte Auge der unglücklichen Frau. Sie dankte dem Grafen für ſeine Güte, und drückte ihren kleinen Ludwig, der ſich ihr ſchmeichelnd näherte, voll Inbrunſt an ihre Bruſt, als wollte ſie ſagen: Vielleicht können wir auch einſt noch glücklich werden! — Dasdorf und Eſſen ſtanden bei dieſer Scene, und liebkoſten die Kinder, um nur ihre Rührung zu verbergen.

Frau von L** führte hierauf ihren Beſuch in das Haus, wo ſie alles recht nett und ordentlich aber ganz einfach fanden; nur in den obern Zimmern herrſchte ver-

altete Pracht. Der Theil des Hauſes, den die Frau von L** mit ihren Kindern bewohnte, zeigte nicht von ehemaligem Reichthum, ſondern nur von Ordnung und Reinlichkeit.

Nachdem der Graf die Papiere der Frau von L** unterſucht hatte, fand er, daß zwar dem Onkel das Gut verſchrieben war, doch konnte er nicht verlangen, es für die Summe anzunehmen, die er darauf geborgt hatte. Die Sache mußte gleich eine ganz andere Wendung bekommen, ſo bald ein anderer Käufer ein höheres Gebot thun würde. Er wünſchte von der Frau von L** zu wiſſen, ob ſie geneigt wäre, das Gut ſelbſt anzunehmen? auf den Fall, wollte er ihr ſo viel vorſchießen, als die Schuld des Onkels betrüge; könnte ſie ſich nicht dazu entſchließen, ſo würde Herr von Eſſen wahrſcheinlich einen Käufer dazu abgeben, und ihr den wahren Werth bezahlen. — Frau von L** fand es für ſich und ihre Kinder vortheilhaft, das Gut wegzugeben, und für das Geld, was ihr nach Bezahlung der Schulden übrig blieb, ein kleineres zu kaufen, deſſen Verwaltung ſie überſehen könnte. — Der Graf fand dieſen Entſchluß ſehr vernünftig und verſprach ihr, den folgenden Tag ſo gleich zum Herrn von L** zu gehen, und die Sache auf eine oder die andere Art in Richtigkeit zu bringen.

Frau von L** war noch immer unruhig; ihr langes Unglück hatte ſie mißtrauiſch gegen ihr eigenes Schickſal

gemacht, ſo daß die drei Freunde Mühe hatten, ihr Vertrauen einzuflöſſen. Sie äußerte den Wunſch, ſo bald als möglich das Gut verlaſſen zu können: »Dieſer Ort war zwar eine Zeit lang der Schauplatz meines Glückes,« fügte ſie hinzu, »allein ſchon lange war er Zeuge meines Kummers! und mein größter Kummer iſt, daß ich mich als die Urſache von dem Unglück meines Mannes anſehen muß! denn ohne die Heirath mit mir wäre er nicht in die ſchlechten Umſtände gerathen.«

»Verzeihen Sie, gnädige Frau,« fiel ihr der Alte ein, »er hätte ohne Sie ſein Vermögen noch viel eher verloren; haben Sie vergeſſen, wie ausſchweifend er war, ehe er Sie kennen lernte?«

Frau von L** ſchien die Rede des Alten zu mißbilligen, und bat ihn davon zu ſchweigen, allein er ließ ſich nicht aus dem Texte bringen: »Wenn Sie,« fuhr er fort, »unbillig gegen ſich ſelbſt ſind, ſo darf ich es doch nicht; ohne Ihre gute Wirthſchaft müßten Sie längſt betteln gehen. Hätte der ſelige Herr ſich nach Ihnen gerichtet, ſo lebte er vielleicht noch, oder hätte doch ſeinen Kindern ein unverſchuldetes Gut hinterlaſſen.« — Der Alte hätte ſeine Rede noch lange fortgeſetzt, wenn ihn nicht Frau von L** ernſtlich gebeten hätte, zu ſchweigen.

Man ſprach von ihren Kindern. Sie erzählte, daß Madame Roſen ihr durch Herrn Braunau habe anbieten

laſſen, eine von ihren Töchtern zu ſich zu nehmen. »Ungern,« fügte ſie hinzu, »würde ich mich zwar von einem meiner Kinder trennen, allein die Noth, die ich voraus ſah, machte mich dieſes Anerbieten für ein großes Glück achten; wo könnte ich mein Kind auch wohl beſſer unterbringen, als bei dieſer vortrefflichen Frau.«

»Wer iſt dieſe Madame Roſen,« fragte Eſſen haſtig.

»Eine Freundin der Madame Braunau,« erwiederte Frau von L**, ſie lebte in ihrem Hauſe, und erzog mehrere junge Mädchen aus der Nachbarſchaft, die äußerſt liebenswürdig ſein ſollen; ich lernte ſie kennen, als Herr Braunau meinem Mann das Gut eines abweſenden Vetters abkaufte. Vor Kurzem ſoll ſich aber Madame Roſen ſelbſt als Eigenthümerin dieſes Guts erklärt haben.

Eſſen hörte der Frau von L** ſehr aufmerkſam zu, und war auf dem Wege ſtill und nachdenkend; ſeine Freunde glaubten ihn von dem Schickſale der armen Frau durchdrungen. So bald er mit Dasdorf allein war, ſagte er zu ihm: »Wer muß wohl dieſe Madame Roſen ſein? Das Geheimniß, was ſie zu umgeben ſcheint, erregt in mir die Begierde, ſie zu kennen, und ich wünſche faſt eben ſo ſehr, dieſe gerühmte Frau, als meinen Freund Braunau und ſeine Karoline, zu ſehen.«

Eſſen hätte gern geſehen, daß Dasdorf, gleich ihm, auf die Idee gekommen wäre, daß Louiſe noch lebe, und ſich

unter dem Namen Roſen verborgen haben könnte. Dasdorf merkte zwar Eſſen's Kunſtgriff wohl, allein er hielt es nicht für gut, eine Hoffnung zu unterſtützen, die wahrſcheinlich vergebens ſein müßte; er ſagte daher ganz kalt: »Vermuthlich iſt die Unbekannte eine Perſon, die Madame Braunau zur Erzieherin ihrer Tochter gewählt hat, wer weiß durch welchen Zufall dieſe Frau ſo viel Vermögen bekommen hat, ſich damit ein Gut zu kaufen.«

Eſſen ſchwieg, und erwartete mit großer Ungeduld den Tag, an welchem ſie nach Waldau abreiſen wollten.

Der Graf begab ſich am folgenden Morgen zum Herrn von L**. Nachdem er ſich ihm bekannt gemacht hatte, ſagte er ihm, daß einer ſeiner Freunde geneigt wäre, das Gut Teichenau zu kaufen; er erkundigte ſich nach dem Werth desſelben, und wünſchte zu wiſſen, bei wem er ſich deswegen melden müßte.

Herr von L** ſah dies für eine Gelegenheit an, einen anſehnlichen Gewinn zu machen, und ſagte dem Grafen: daß Teichenau ſchon ſo gut als ſein wäre. »Mein verſtorbener Neffe hat es mir verpfändet,« fügte er hinzu, »morgen wird die Sache ausgemacht, und übermorgen verkaufe ich es Ihnen für hundert tauſend Rthlr., die es unter Brüdern werth iſt.«

»Wie ich höre,« ſagte der Graf, »ſo hat Ihr Neffe eine Witwe und Kinder hinterlaſſen, und zum Vortheil dieſer

werden Sie wahrscheinlich den Ueberschuß Ihrer Forderung anwenden.» — Herr von L** machte große Augen, als er merkte, daß der Graf schon unterrichtet war, doch versicherte er mit einiger Verlegenheit, daß er gewiß für sie als für seine eigenen Kinder sorgen würde. „Von der Mutter müssen sie weggenommen werden," setzte er hinzu, »denn sie war eine bürgerliche Dirne, und erzieht die Kinder gar zu gemein.»

»Ihr Vater war Offizier, so viel ich weiß," versetzte der Graf, »ich lernte sie gestern kennen, und fand in ihr eine edle Frau, die ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung zu geben scheint. Wahrscheinlich hatten Sie nicht Gelegenheit, sie kennen zu lernen."

Je mehr Herr von L** merkte, daß der Graf mit den Angelegenheiten in Teichenau bekannt war, je verlegener wurde er; »freilich," sagte er nach einigem Zaudern, »erlaubte mir der Stand dieser Frau nicht, mich in nähere Bekanntschaft mit ihr einzulassen."

»Ich kann Ihnen rathen," versetzte der Graf, »daß Sie ihre nähere Bekanntschaft suchen, denn sie ist eine Frau, deren Umgang Ihnen auf alle Weise vortheilhaft sein wird. — Doch, da ich sehe, mein Herr von L**, daß Sie mit den Angelegenheiten Ihrer Verwandten nicht genau bekannt sind, so will ich mich unmittelbar an die Frau von

L** und an den Vormund wenden, den ihre Kinder wahrscheinlich bekommen haben.»

»Dieser Vormund,» erwiederte Herr von L**, »lebt in meinem Hause** er ist mein Sekretär. — Ich hätte gern diese Stelle selbst übernommen, doch da ich zu sehr dabei interessirt war, hielt ich es nicht für schicklich, und ließ, um doch mitzuwirken, meinen Sekretär dazu bestellen.»

»Sie thaten sehr wohl, diese Stelle nicht selbst zu übernehmen, man hätte Sie können des Eigennutzes beschuldigen. Aus eben der Ursache rathe ich Ihnen auch, Ihren Sekretär diese Stelle niederlegen zu lassen; ich werde selbst die Gerichte ersuchen, diesen Kindern einen anderen Vormund zu bestätigen. Ihnen soll morgen Ihre Schuldforderung ausgezahlt werden, und der Ueberschuß der Kaufsumme wird, darauf können Sie sich verlassen, zum Nutzen der Familie verwendet.»

Ob nun gleich der Minister mehr, als der redliche Mann, dem Herrn von L** imponirte, so wollte er doch noch verschiedene Einwendungen machen; allein der Graf sagte ihm mit Nachdruck in Worten und Mienen: »Sein Sie versichert, mein Herr von L**, wenn Sie sich in dieser, so wie in allen andern Sachen, als rechtschaffener Mann betragen, so werde ich Ihrer bei Hofe mit Ruhm erwähnen. Sollten Sie aber fortfahren so zweideutig, wie bisher, zu handeln, so wird es Sie um Ihren ganzen Kredit, vielleicht

auch gar um Ihre Stelle bringen," — er bekleidete einen anſehnlichen Poſten in Schweidnitz. —

Solche Worte, von einem ſo mächtigen Mann geſprochen, wirkten mehr auf die feile Seele des Herrn von L**, als tauſend Bußprediger nicht gethan haben würden; er war zufrieden, unter dieſen Umſtänden noch das wiederholte Verſprechen zu erhalten, daß ſeine Schuld ihm bezahlt werden ſollte.

Nachdem der Graf mit dieſem Manne in Richtigkeit war, ſo wurde es ihm leicht, das übrige zu beſorgen, ja der Herr von L** mußte ihm ſelbſt behilflich ſein, die alte Vormundſchaft aufzuheben. Der Graf ließ ſeinen alten Bekannten, den ehemaligen Pachter Wieſen, zum Vormund beſtätigen; er war überzeugt, daß ihre Sache hier in die Hände eines rechtſchaffenen Mannes kommen würde. Der Alte ſchaffte auch ſo viel Geld herbei, daß der Herr von L** bezahlt werden konnte: das Gut wurde Eſſen zugeſchrieben, der die Frau von L** und den alten Wieſen bat, die Verwaltung davon noch auf einige Zeit zu übernehmen.

Wie verſchieden von dem erſten war nicht der zweite Beſuch, den unſere drei Reiſende bei der Frau von L** machten. Sie empfing die Herren zwar auch mit Thränen, aber das waren Thränen der Rührung und Freude; das erſte Mal wurden ſie ihr durch Kummer und Noth ausge-

preßt. Ihre Augen glänzten von Freude und Dankbarkeit; dieſe veränderten Gefühle gaben auch ihrer äußeren Geſtalt eine Anmuth, die Herrn Dasdorf nicht entging. Der kleine muntere Ludwig hing ſich ſehr an ihn, Dasdorf gab ſich viel mit ihm ab, dies machte einen ſo ſtarken Eindruck auf das Kind, daß es beim Abſchied ſagte: »Du könnteſt wohl immer bei uns bleiben, wir haben nun ſo keinen Vater mehr?« Frau von L** erröthete zwar bei dieſem Geſchwätz des Kindes, doch ſtellte ſie ſich, als achte ſie nicht darauf; Dasdorf hingegen drückte den munteren Knaben an ſein Herz und ſagte: »Ein Vaterherz ſollſt du allezeit bei mir finden, wenn ich auch nicht den Namen deines Vaters führen darf.«

Frau von L** wurde von dieſer Scene ſehr gerührt, ſie wandte ſich weg, um ihre Empfindungen zu verbergen; doch ſie entgingen den Herren nicht. Der Graf verſprach in wenig Wochen wieder bei ihr zu ſein. Man kehrte hierauf ſehr zufrieden nach der Stadt zurück; Dasdorf ſprach viel von der Frau von L**, und dankte dem Grafen herzlich für den Eifer, den er zum Beſten dieſer Frau bewieſen hatte. — »Sie ſind nicht minder eifrig,« verſetzte der Graf ſchalkhaft, — »für das Wohl der hübſchen jungen Witwe beſorgt.«

»Es iſt wahr,« ſagte Dasdorf, »das kluge Betragen der Frau von L**, bei der ganzen Sache, nimmt mich

für ſie ein; auch die Erziehung ihrer Kinder beweiſt einen guten Verſtand und eine edle Denkart. Es ſoll mir lieb ſein, dieſe Frau näher kennen zu lernen."

Der Graf lächelte, doch Eſſen war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß er bei Dasdorf's Geſpräch weiter hätte denken ſollen. Er hatte nun von Braunau's Aufenthalt noch mehrere Nachrichten eingezogen, und wußte den Weg dahin ſehr genau. Als der Graf von ihrer morgenden Reiſe ſprach, konnte Eſſen alle Oerter nennen, die ſie zu paſſiren hatten.

Der Graf merkte nur zu deutlich, daß Eſſen ſich nach der Zuſammenkunft mit Braunau's ſehnte; er beſtellte die Pferde ſehr früh, weil es ſonſt bei den ſchlechten Wegen unmöglich geweſen ſein würde, Waldau noch vor Abends zu erreichen.

Eſſen durchwachte die Nacht in großer Unruhe; der folgende Tag war ihm ſehr wichtig; ſo oft er auch ſeine geheimen Ahnungen zu beſtreiten ſuchte, ſo ſiegte doch allezeit eine Hoffnung in ſeiner Seele, die er ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagte.

Sein Freund Dasdorf war nicht viel ruhiger; ihm ſchwebte beſtändig die edle Geſtalt der Frau von L** vor Augen; der Wunſch, ſie einſt glücklich zu ſehen, erfüllte ſeine ganze Seele. — Der Graf war der Einzige, den das

Bewußtſein, eine gute That vollbracht zu haben, ſanft und ruhig ſchlafen ließ. — Heil dem Lande, wo ein Miniſter mit dieſer Denkungsart das Ruder führt, und Heil dem Fürſten, der einen ſolchen Mann an die Spitze der Geſchäfte ſtellt, und ihm die Macht gibt, für das Glück ſeiner Unterthanen zu ſorgen, wo er es ſelbſt nicht überſehen kann.

Unſere Reiſende verließen Schweidnitz ſehr früh. Der Morgen war ſchön, und eine angenehme Kühlung verſprach ihnen einen heiteren Tag; ſie wechſelten verſchiedene Male Pferde. Die Reiſe ging ſo ſchnell als möglich, aber Eſſen's Ungeduld eilte doch immer den Pferden vor. Er gab den Poſtillons doppeltes Trinkgeld, um ſchneller fortzukommen; einer von ihnen, der dieſes Trinkgeld gern verdienen wollte, achtete der böſen Wege nicht, ſondern fuhr ſo unvernünftig geſchwind, daß er ſeine Reiſenden unfern eines kleinen Wäldchens in einen trockenen Graben warf; die Herren waren nicht beſchädigt, der Wagen aber deſto mehr, man ſah ſich genöthigt, einen Bedienten in das nächſte Dorf reiten zu laſſen, um Hilfe zu holen. Eſſen war über dieſen Zufall außer ſich, doch durfte er nichts ſagen, da er allein durch ſeine übertriebene Eile an dem Unglück Schuld war.

Da voraus zu ſehen, daß wenigſtens eine Stunde vergehen würde, ehe die Geſellſchaft ſich wieder einſetzen konnte;

ſo ſchlug der Graf einen Spazirgang in das Wäldchen vor, in deſſen Nähe ihr Wagen gebrochen war. Nachdem ſie eine kleine Strecke gegangen, kamen ſie an einen ausgehauenen Steg, der auf etwas führte, das ihnen von weitem ein Denkmahl zu ſein ſchien. Je mehr ſie ſich näherten, je beſſer konnten ſie es unterſcheiden; ſie entdeckten endlich eine Urne auf einem Fußgeſtelle, an deſſen beiden Seiten Genien zu ſtehen ſchienen; da ſie es nur von der Seite betrachten konnten, ſo waren ſie erſt im Stande, es genau zu unterſcheiden, als ſie ganz dicht davor ſtanden.

»Himmel! was ſeh ich?« rief Eſſen aus, der es zuerſt erreichte, »welche auffallende Aehnlichkeit! ſehen Sie nur, Dasdorf, was halten Sie von dieſem Denkmahl? iſt das nicht das Bild meiner Louiſe?« »Und hier Ihr eigenes,« ſagte Dasdorf, der ſich inzwiſchen genähert hatte. Der Graf betrachtete mit ihnen die Büſten, und das ganze Denkmahl mit Verwunderung. »Wahrſcheinlich ſind wir ſchon in Waldau,« meinte Dasdorf, »wo Braunau Ihnen vermuthlich dieſes Denkmahl errichtet hat.«

»Dazu paſſen die Worte nicht, die hier unten ſtehen,« verſetzte Eſſen, »in jener Welt finden wir uns wieder.« »Sie haben Recht,« ſagte der Graf, »das Wir wäre hier nicht am rechten Ort. Aber wen ſtellt das dritte Medaillon vor?«

Eſſen und Dasdorf beſahen es genau, konnten aber nicht entdecken, wer es ſein möchte. Als ſie noch darüber ſprachen, ſahen ſie von der entgegengeſetzten Seite eine Dame ſich nähern, die etwas las, und die fremden Herren daher noch nicht geſehen hatte. Sie entfernten ſich ein wenig in's Gebüſch, und wollten ſie nicht ſtören. Als ſie näher kam, bemerkten ſie, daß ſie einen Brief in der Hand hielt, auch fiel ihnen die ſchöne edle Geſtalt dieſes Frauenzimmers auf, ob ſie gleich ihr Geſicht nicht erkennen konnten, denn es war durch einen etwas großen Hut bedeckt. — Sie warf ſich am Fuß des Denkmahls nieder und weinte. — Endlich rief ſie mit halb leiſer Stimme, »Gott! wenn er lebt, wird er auch für mich leben! — — Eſſen wurde von dem bekannten Ton dieſer Stimme ſehr gerührt, und wollte zu ihr hineilen, doch Dasdorf und der Graf hielten ihn zurück, — — nach einigem Stillſchweigen rief ſie wieder: »O mein Karl! würdeſt du mir auch meinen Leichtſinn vergeben?«

Das war zu viel für Eſſen, er vermochte es nicht ſich länger zu halten, ſondern ſtürzte hinzu, indem er ausrief: »Louiſe, meine Louiſe! biſt du es wirklich?« Bei dieſen Worten lag er in den Armen ſeiner Frau! Sie fuhr zurück, und brach in ein lautes Geſchrei aus! ihr wurde es nicht ſo leicht, ihren Eſſen zu erkennen.

Auf Louiſens Geſchrei kamen die beiden andern Herren in größter Eile herbei, doch ihre Annäherung vermehrte

nur noch die Bestürzung. »O theure unglückliche Louise! wie hart bestrafst du deinen reuigen Karl,« rief Essen aus, dem es weh that, von seiner Louise verkannt zu sein. Er bedachte nicht, daß sein jugendliches Gesicht indessen zum männlichen gereift, und durch die vielen Reisen bräunlich geworden war. — Endlich wurde er auch von ihr erkannt, sie vergaß alles um sich her über die Freude, ihren Karl wieder zu haben. — »Bist du es wirklich, bist du wieder ganz mein,« rief sie einmal um's andere; »darf ich meinen Augen trauen?« — Diese Steine sollten ein Denkmahl meines beleidigten, meines verblichenen Karl's sein, und sind jetzt Zeugen unserer Wiedervereinigung!«

Karl und Louise waren so entzückt, daß sie weder an Vergangenheit noch Zukunft dachten, auch von der Gegenwart sahen sie nichts als sich selbst. Karl hatte seine Freunde beinahe vergessen, und von Louisen wurden sie nicht einmal bemerkt. Diese biedern Menschen sahen mit gerührtem Herzen das Entzücken der Glücklichen, und es fiel ihnen nicht ein, solche Wonnescene zu unterbrechen. Gewiß wären sie noch lange stumme Zuschauer dieses Götterschauspiels geblieben, wenn nicht der Bediente des Grafen die Nachricht gebracht hätte, daß der Wagen wieder in Ordnung sei.

Durch diese Unterbrechung kamen Essen und Louise wieder zu sich selbst; Essen dachte an seine Freunde, und

ſtellte ſie ſeiner Frau vor; ſie empfing ſie mit vieler Achtung, denn ſie erinnerte ſich noch der Unterhandlung, die Dasdorf einſt im Namen des Grafen mit ihr gepflogen hatte; es war ihr ein Räthſel, ihren Mann in ſo genauer Verbindung mit dieſen Herren zu finden; ſie hatte nicht den Muth darnach zu fragen, weil ſie ungern ihre frohe jetzige Stimmung durch die Erinnerung der traurigen Vergangenheit ſtören wollte. Auch Eſſen wollte nicht dieſe Sache wieder erwähnen, bis Dasdorf, der ſeine Verlegenheit merkte, ſich erbot, auf das Gut der Gräfin zu reiſen, und ſeinen Sohn zu holen. — „Was für eine Gräfin meinen Sie?“ fragte Louiſe haſtig, und als man ihr die Gräfin von B** nannte, ſagte ſie: »nun verſtehe ich erſt den Brief meiner Freundin Braunau.“ — Dieſe hatte nämlich auf einen melancholiſchen Brief, den ſie von Louiſen erhielt, ihr zum Troſt, unter andern folgendes geſchrieben:

»Der Strahl der Hoffnung, der mir bei meiner Abreiſe von dir leuchtete, wird immer heller, bald hoffe ich dir mit Gewißheit ſagen zu können: dein Karl lebt, und wenn er lebt, ſo wird er auch bald wieder ganz dein ſein.“ — Dieſe Worte waren es, die Louiſen ſo ſehr gerührt hatten; ſie kam zum Denkmahl ihres Gatten, um dort Thränen der Hoffnung und des Kummers zu weinen, und fand — das Ende ihrer Leiden.

Nach einer näheren Erklärung freuten sie sich gegenseitig, daß ihre Kinder einander schon kannten, und beschlossen den folgenden Morgen nach Werneburg zu reisen, und ihre Freunde dort zu überraschen. Aus dem Briefe der Madame Braunau sah man deutlich, daß die jungen Leute gar nicht abgereist waren.

Louise war etwas verlegen darüber, daß sie in Werneburg auch den jungen Grafen von S** finden würde; auch Karl hatte nicht den Muth, diese Seite zu berühren. Da nun der alte Graf fürchtete, daß diese gegenseitige Verlegenheit seinem Sohn in der Folge nachtheilig sein möchte, bat er Herrn Dasdorf, als sie allein waren, der Frau von Essen den ganzen Zusammenhang zu erklären; hiezu erhielt Dasdorf die beste Gelegenheit, als ihm ein Bedienter, den man nach dem nächsten Ort auf die Post geschickt hatte, den Brief des jungen Grafen überbrachte. Er theilte ihn seinen Freunden mit; sie konnten alle daraus deutlich sehen, mit welchem Eifer er die Vereinigung der beiden Gatten wünschte.

Essen und Louise fanden gegenseitig ihre Denkart und Betragen so vortheilhaft verändert, daß sie nur durch ihre äußere Gestalt, mehr aber noch durch ihre wechselseitige Zuneigung einander wieder erkannten.

Auf dem Wege nach Werneburg erkundigte sich Essen nach der Madame Rosen, die bei Braunau's lebte, und

erfuhr zu ſeiner großen Freude, daß Louiſe ſelbſt die ſo ſehr gerühmte Madame Roſen ſei.

In Werneburg ſah man voll Ungeduld der Auflöſung des Knotens entgegen, die der Graf ſo ſehr zu beſchleunigen wünſchte. Karl hatte endlich erfahren, daß Karoline Roſen ſeine Schweſter war; er konnte ſich nun erklären, was ihn, ungeachtet ſeiner Neigung für Eleonoren, zu ihr hinzog, er wußte, daß ſeine Mutter in der Nähe war, und daß er bald das Glück haben würde, ſeine Eltern vereinigt zu ſehen. Da ihm auferlegt war, das Geheimniß noch zu bewahren, ſo ſah die arme Eleonore nur die Wirkung ohne die Urſache zu wiſſen, denn die Geſchwiſter wurden bald ſo vertraut mit einander, daß ſie auch in Geſellſchaft ihre Innigkeit nicht verbergen konnten; dies brachte ihre Freundin auf den Gedanken, daß nichts als eine gegenſeitige Liebe der Grund von dieſem Vertrauen ſein könnte.

Der Graf merkte mit Betrübniß Karolinens Zurückhaltung gegen ſich; er wußte nicht, welchen mächtigen Fürſprecher er an Karln hatte, denn der unterhielt ſeine Schweſter nur davon, wie der Graf und Herr Dasdorf ihnen das Leben retteten. Ueberhaupt ſprach er immer mit vieler Wärme von ihm, denn er hatte ſchon als Kind Neigung für ihn gefaßt, die nie unterbrochen wurde, als in den Tagen, da er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Eiferſucht gegen ihn fühlte.

Karolinen gefiel der Graf anfangs recht gut, doch da sie nachher erfuhr, wer er eigentlich war, so konnte sie es nicht über sich gewinnen, daß sie nicht den ganzen Unwillen auf ihn warf, welchen sie während der Erzählung ihrer Mutter für jenen Unbekannten empfand, der das Unglück ihrer Eltern gegründet hatte. Es that ihr zwar weh, daß sie den Retter ihres Vaters nicht lieben konnte, aber ihr junges Herz war noch zu wenig mit dem Laufe der Welt bekannt, als daß ihr nicht die Jugendfehler des Grafen in einem sehr schwarzen Licht erschienen wären; hiezu kam noch, daß sie ihre Mutter, die durch ihn unglücklich wurde, kannte und über alles liebte, ihr Vater hingegen, den er gerettet hatte, war ihr fremd. Doch das sollte er ihr nicht lange mehr sein.

An einem Abend, als die Gesellschaft in Werneburg einen Spaziergang zusammen machte, erblickten sie auf der Straße von Waldau einen Wagen, den der Graf bald für den Reisewagen seines Vaters erkannte; er war sehr froh, endlich die Freunde ankommen zu sehen, nach denen er so sehnlich verlangte; er eilte mit dem jungen Essen, dem er seine Entdeckung mittheilte, der Gesellschaft voraus und ihnen entgegen; wie groß war aber seine Verwunderung, als er Louisen, die er sogleich erkannte, bei ihnen fand. »Da ist deine Mutter,« sagte er zu Karl, und zog sich dann etwas verlegen zurück. — Louise umarmte indessen ihren Sohn mit aller Inbrunst einer zärtlichen Mutter, und

Essen, der gern dem jungen Grafen und seiner Frau die Verlegenheit der ersten Zusammenkunft erleichtern wollte, stellte ihr den Grafen mit diesen Worten vor: »Hier, Louise, empfehle ich deiner Freundschaft den Retter meines Lebens und meinen theuern Freund.« — Louise dankte dem Grafen mit vieler Rührung für den Dienst und die Freundschaft, die er ihrem Mann erwiesen, und suchte dadurch ihre Verlegenheit, so gut sie konnte, zu verbergen. Der Graf küßte ihr ehrerbietig die Hand, und umarmte ihren Mann mit Thränen in den Augen. — Inzwischen war die übrige Gesellschaft auch herbei gekommen; Louise stellte ihre Tochter ihrem Manne vor, der dieses liebenswürdige Mädchen sehr gerührt an sein Herz drückte.

Die ganze Gesellschaft nahm lebhaften Antheil an dieser glücklichen Wiedervereinigung; alle waren vergnügt, nur der arme Graf S** konnte nicht recht Theil an der Freude nehmen, denn die junge Karoline von Essen hatte zu viel Gelegenheit, die schönsten Seiten ihres liebenswürdigen Charakters zu zeigen, als daß sie nicht des Grafen ganzes Herz eingenommen hätte. Er liebte sie heftiger, als er je ihre Mutter geliebt hatte, und liebte ohne Hoffnung. Dasdorf, dem er sich vertraute, hatte Mitleiden mit ihm, und suchte ihn so bald als möglich zu entfernen. Zu dem Ende schlug er Essen vor, daß er nach Teichenau reisen, und in seinem Namen die Angelegenheiten mit der Frau von L** in Ordnung bringen wollte; er rechnete darauf,

hiedurch den Grafen auf eine gute Art mit wegzubringen — Dieſe Urſache ſeiner Reiſe geſtand er ſich und andern ohne Rückhalt, denn bisher war ſeine Neigung zu der Frau von L** noch ein Geheimniß geblieben, was er niemand entdecken konnte, da es ihm ſelbſt noch dunkel war.

Eſſen nahm Dasdorf's Anerbieten ſehr gut auf, und dankte ihm für ſeine Freundſchaft; es wäre ihm unmöglich geweſen, ſich ſchon jetzt von ſeiner Familie zu trennen. — Der alte Graf S** ging in Geſchäften nach Breslau, ſein Sohn ſollte ihn begleiten, der aber mit gutem Grunde lieber mit Dasdorf reiſen wollte, denn dieſem Freunde durfte er ſich ohne Scheu entdecken. Braunau und Eſſen gingen mit ihren Familien nach Waldau, wohin ſie auch der junge Groß begleitete, deſſen Neigung zu Emilien immer ſichtbarer wurde. Ob nun wohl ſeine Beſcheidenheit ihm noch nicht erlaubt hatte, ſich zu erklären, ſo konnte doch ein jeder bald merken, daß Heinrich und Emilie einander nicht gleichgiltig waren. — Auch Karl von Eſſen und Eleonore von Dingen kamen ſich wieder näher, nachdem die Geſchwiſter einander entdeckt hatten. Eleonore wollte zwar anfangs die Grauſame ſpielen, allein der muntere Karl wußte das lebhafte Mädchen bald ganz für ſich zu gewinnen, und die Gräfin ſah mit ſichtbarem Vergnügen die Erfüllung ihres Wunſches ſich nahen, doch behielt ſie ihre Nichte bei ſich, und verſprach, in vierzehn Tagen mit ihr nach Waldau zu kommen.

Karoline und der Graf S** waren die einzigen von der Geſellſchaft, die nicht ganz heiter waren. Der Graf hingegen betrug ſich gegen ſie mit vieler Achtung und Aufmerkſamkeit, doch gab er ſich Mühe, ſeine Neigung zu verbergen, weil er gewiß glaubte, nichts von ihr hoffen zu dürfen; ſo befanden ſich beide in einer gezwungenen Lage, die ihrem Herzen fremd war, es war ihnen daher nicht leid, ſich zu trennen.

Nachdem die Eſſen- und Braunau'ſche Familie acht Tage abwechſelnd in Waldau und auf Louiſens Gut ſehr vergnügt verlebt hatten, erhielten ſie Briefe vom Grafen von S** aus Breslau. Der Graf verlangte, daß der junge Groß zu ihm kommen möchte, weil ſich einige Gelegenheiten darböten, ihm dort eine gute Stelle zu verſchaffen. — Karl von Eſſen, der ohnehin erſt in acht Tagen Hoffnung hatte, ſeine Eleonore wieder zu ſehen, erbot ſich ihn zu begleiten. Emilie und Karoline ſahen die beiden jungen Leute ungern abreiſen, denn die erſte liebte den jungen Groß zärtlich, und Karoline hatte viel Liebe für ihren Bruder; beide verſprachen fleißig zu ſchreiben. Sie hielten Wort, denn ſchon am zweiten Tage erhielten ſie muntere Briefe von beiden. Wie verſchieden war dagegen ein zweiter Brief, den Karoline von ihrem Bruder insgeheim empfing. Dieſer junge Menſch hatte eine bittere Kränkung erfahren, die er glaubte, ſeiner geliebten Schweſter mittheilen zu müſſen. Er ſchrieb ihr folgendes:

»So gern ich dir wieder im Tone meines vorigen Briefes geſchrieben hätte, geliebte Schweſter, ſo unmöglich iſt es mir bei der Stimmung, in welcher ich mich jetzt befinde. Ich muß dir eine Kränkung mittheilen, die ich erlitten habe, aber nur dir allein, unſere Eltern dürfen nichts erfahren. Nach dem Abgang unſeres vorigen Briefes ſetzten wir unſere Lebensart ſo fort, wie wir ſie ſo wahr beſchrieben haben; du erinnerſt dich ohne Zweifel noch des alten Finanzraths mit der Satyrsmiene, der meinen Heinrich an ſich zog; der Finanzrath ſetzte ſeine Freundſchaft gegen ihn fort, und ließ ihn geſtern allein zu ſich bitten. Da Heinrich aber ſeit einiger Zeit merkte, daß der Finanzrath unſerem würdigen Grafen nicht gut war, wollte er nicht hingehen; der Graf redete ihm zu, und Heinrich ging, kam aber mit ſehr übler Laune zurück. Der Graf merkte dieſe Laune ſo gut als ich, wir drangen in ihn, uns die Urſache davon zu ſagen, doch Heinrich weigerte ſich ſtandhaft, ſo daß wir endlich abließen. Als ich mit ihm allein war, theilte er mir die Urſache ſeines Verdruſſes mit, und denke dir wie mir ward, als ich hörte, daß unſere Eltern der Gegenſtand des Geſpöttes dieſes Menſchen waren.«

»Sie ſind intim mit Herrn von Eſſen, mein lieber junger Freund?« ſagte er zu Heinrich.

»Ja, mein Herr,« erwiederte dieſer, »ich danke dem Vater meines Freundes alles, was ich bin, denn er hat mich erzogen.«

»Ach, das Geſchäft übernahm er wohl in der Zeit, wie er mit ſeiner Frau in Uneinigkeit lebte?«

»Er übernahm es, Herr Finanzrath, als er ſie für todt hielt.«

»Ja, mein Lieber, man weiß es ſchon, ſie lebte indeſſen mit dem Grafen.«

»Ich bitte Sie, Herr Finanzrath,« ſagte Heinrich, »reden Sie nicht in ſolchem Ton von dieſer achtungswerthen Frau; ein unglücklicher Zuſammenfluß von Umſtänden, die durch boshafte Menſchen herbei geführt wurden, trennten dieſes edle Paar auf einige Zeit, doch jetzt leben ſie in der glücklichſten Einigkeit.«

»Weil der Herr von Eſſen ein guter Mann iſt,« ſagte jener darauf. »Die beiden Grafen ſind ihm zu liſtig; mich wundert nur, daß der Alte den Schein nicht beſſer beobachtet.«

»Zum Schein,« fiel die Finanzräthin ein, »machte der junge Graf der Tochter den Hof, aber das iſt nur zum Schein, denn er hat es von jeher mit der Mutter gehalten.«

Heinrich wurde über dieſes Geſpräch ſehr entrüſtet, und ſagte: »Ich wünſchte, daß alle die Verleumder nach Waldau kämen, und die Zufriedenheit dieſer Familie ſähen; die hohe Tugend und die Vortrefflichkeit dieſer Menſchen würde ſie gewiß zum Schweigen bringen; und Sie, Herr

Finanzrath, hüten Sie ſich, daß nie die beiden edlen Grafen von dieſer Verleumdung etwas hören, ſonſt möchten Sie auf eine Art zu Rechte gewieſen werden, die Ihnen nicht lieb ſein würde.»

»Nun merkten dieſe boshaften Menſchen, daß ſie zu weit gegangen waren; ſie wollten wieder einlenken, allein mein Freund war ſo aufgebracht, daß er ſich entfernte. Du fühlſt gewiß, liebſte Schweſter, die Stimmung, in die ich durch dieſes ſchändliche Geſpräch verſetzt wurde; hätte Groß mich nicht abgehalten, ſo wäre ich zum Finanzrath hingeeilt, um mit allem Ernſt ihm ſeine Verleumdungen vorzuwerfen. Groß ſtellte mir vor, daß es beſſer ſein würde, kein Aufſehen weiter zu machen, dergleichen Auftritte würden meinen Eltern gewiß nicht lieb ſein. Wir kamen dahin überein, daß ich dir, liebe Schweſter, den ganzen Vorfall ſchreiben ſollte, du allein kannſt hier helfen, und den Verleumdungen gegen unſere Eltern Einhalt thun: ich ſage dir weiter nichts, dein Herz muß hier entſcheiden.»

Karoline las dieſen Brief mit heißen Thränen, es ſchmerzte ſie tief, ihre Mutter, die ihr über alles lieb war, ſo verleumdet zu ſehen; das Ende des Briefs machte ſie nachdenkend, ſie ſchrieb ihrem Bruder. — »Ich werde ſuchen, meinen Eltern werth zu ſein, und du, lieber Bruder! ſollſt deine Schweſter nicht verkannt haben.»

Karoline wurde von dieſer Zeit an ſehr nachdenkend, und fragte oft, wenn Dasdorf und der Graf zurück kommen würden? Braunau erwähnte ihr Verlangen nach dem Grafen in einem ſeiner Briefe an Dasdorf, der den Grafen mit dieſer unerwarteten Nachricht ſehr angenehm überraſchte. Er lag nun Dasdorf täglich an, nach Waldau zurückzukehren. Dasdorf fand dieſes Begehren ſehr billig, und that es um ſo lieber, da er mit ſeiner eigenen Angelegenheit ziemlich in Richtigkeit war.

Dasdorf hatte während ſeines Aufenthalts in Teichenau die vielen guten Eigenſchaften und den vortrefflichen Charakter der Frau von L** noch näher kennen lernen, auch entging es ihm nicht, daß ſie für ihn viel Achtung hatte; er entdeckte ſich ihrem alten Freund, dem Pachter, und dieſer kluge, redliche Mann freute ſich ſchon im voraus über die glückliche Ausſicht für ſeine ſo lange unglückliche Freundin.

Um die Geſinnungen der Frau von L** zu erforſchen, und ehe er Herrn Dasdorf aufmunterte, ſprach er eines Tags mit ihr darüber, daß es gut für ſie und ihre Kinder ſein würde, wenn ſie ſich entſchließen könnte, ſich wieder zu verheirathen. »Vielleicht wohl,« erwiederte ſie mit Erröthen, »doch Sie müſſen ſelbſt geſtehen, daß es für eine Frau in meiner Lage immer ſehr ſchwer iſt, eine ſchickliche Partie zu finden.«

»Ein Edelmann,« antwortete der Alte, »wird sich freilich nicht leicht entschließen, eine Frau mit vier Kindern zu nehmen, so liebenswürdig auch die Frau und die Kinder sind.«

»Einem Adelichen würde ich nie wieder meine Hand geben,« versetzte Frau von L**, »diese Thorheit habe ich einmal begangen, und schwer dafür gebüßt; ich war nicht glücklich, und machte nicht glücklich!«

Der Alte freute sich so sehr über die vernünftige Antwort, daß er weiter ging, als er Anfangs willens war; er ließ ihr etwas von Dasdorf's Neigung merken.

Sie antwortete mit Erröthen: »Wenn ich diesen schätzbaren Mann in meiner Jugend gekannt hätte, so würde ich mich mit dem größten Vertrauen für ihn entschieden haben, doch nun ist es zu spät.«

Dasdorf war ganz und gar nicht ihrer Meinung. »Um glücklich zu werden, ist es nie zu spät,« sagte er zu dem Alten. — Er näherte sich der Frau von L** immer mehr, und sah mit Freuden, daß sie ihn nicht von sich stieß.

Sophie war seine erste, und bisher auch seine einzige Liebe gewesen; doch in dieser Frau glaubte er den sanften Charakter Sophiens wieder zu finden. Ob sie sich gleich erst in einem Alter von zweiunddreißig Jahren befand, so war ihre Schönheit doch schon verblüht, aber ihr ganzes

Weſen hatte eine Anmuth, die ihn unwiderſtehlich an ſich zog; ſelbſt ihre Kinder, mit denen er ſich fleißig unterhielt, ſchienen ihn ſchon als ihren zweiten Vater zu betrachten. Alle dieſe Verhältniſſe brachten ihn zu dem Entſchluß, der Frau von L** ſeine Neigung zu entdecken.

Der Graf, dem er ſeinen Plan mittheilte, billigte ihn ſehr, und pries Dasdorf glücklich, daß er nach ſo langem Kummer eine Gattin gefunden hätte, mit der er gewiß glücklich ſein würde. — »Mir wird dieſes Glück nie zu Theil!« ſetzte er traurig hinzu. Wie angenehm mußte ihm in dieſer Stimmung die Stelle in Braunau's Briefe ſein, wo er ſagte:

»Eilen Sie, meine Freunde! zu uns zurück zu kommen, Karoline ſcheint ſich ſehr nach dem Grafen zu ſehnen, vielleicht iſt der günſtige Augenblick nahe, wo ſeine und unſere Wünſche erfüllt werden ſollen.«

Obwohl niemand Karolinen etwas ſagte, ſo war es doch der geheime Wunſch aller ihrer Freunde, daß ſie dem Grafen ihre Hand geben möchte; dies war unſtreitig vor der Welt die ſicherſte Rechtfertigung für die Tugend ihrer Mutter. So gern Louiſe dieſe Verbindung geſehen hätte, ſo wenig wünſchte ſie doch, daß ihre Tochter ſich für ſie aufopfern ſollte; ſie ließ ſich daher von Madame Braunau verſprechen, die ganze Sache gegen ihre Tochter nie weiter zu erwähnen. Im Stillen freute ſie ſich, als ſie hörte, daß Karoline die Rückkunft des Grafen wünſchte.

An dem nämlichen Tage, als Dasdorf und der Graf anlangten, kam auch der alte Graf mit den zwei jungen Leuten aus Breslau zurück. Karoline bat ſich auf den andern Morgen bei ihrem Bruder eine geheime Unterredung aus. Bei dem Empfang des jungen Grafen war ſie ſowohl als er in keiner geringen Verlegenheit, die ſich nach einer Unterredung mit ihrem Bruder bei Karolinen noch vermehrte. Karl übernahm die Leitung der ganzen Sache, und erzählte zu dem Ende dem Grafen das Geſpräch, was Groß bei dem Finanzrath in Breslau gehört hatte. Der Graf war darüber außer ſich, doch Karl beruhigte ihn durch den Gedanken, daß er ein Mittel wiſſe, dieſem Gerede ein Ende zu machen. »Sie ſchienen einſt meine Schweſter zu lieben,« ſagte er ihm; »lieben Sie das gute Mädchen noch?«

»Von ganzem Herzen!« erwiederte der Graf, »doch dieſer Engel kann mich nicht lieben,« ſetzte er ſeufzend hinzu.

»Was würden Sie thun, wenn meine Schweſter entſchloſſen wäre, Ihnen die Hand zu geben, auf den Fall, daß ihr ein Antrag geſchehe; würden Sie dies Geſchenk annehmen?«

»Ob ich das will?« ſagte der Graf, »frage mich ob ich glücklich ſein möchte? Lieber Karl, ich ſehe zwar wohl, daß die edle Karoline ſich aufopfern will, aber ich hoffe,

daß es ſie nie gereuen ſoll, ein ſolches Opfer gebracht zu haben.»

Karl führte den Grafen zu ſeiner Schweſter, und ließ ſie mit einander allein; ſchon jetzt wurde Karoline für ihren großmüthigen Entſchluß in etwas belohnt, denn der Graf öffnete ihr ganz ſein edles Herz; noch mehr aber lohnte ihr die Thräne des Dankes, die ihre Mutter an ihrem Buſen weinte, als Karl den Entſchluß dieſes Paares den beiderſeitigen Eltern bekannt machte.

Die Freude war allgemein und unbeſchreiblich groß, ſo daß Karoline ſelbſt ihren Entſchluß ſegnete, da ſie ſah, wie allgemein er gebilligt wurde.

Da Karl glaubte, daß dieſer Auftritt die beſte Gelegenheit gebe, auch für ſeinen Freund Groß zu ſprechen, deſſen Vertrauter er in Breslau geworden war, ſo wandte er ſich mit ſeiner Bitte an Herr und Madame Braunau; beide verwieſen ihn aber ganz allein an Emilien. »Ich behielt mir bei der Beſtimmung der Schickſale meiner Kinder,« fügte Herr Braunau hinzu, »nur eine verneinende Stimme vor; da ich nun bei unſern lieben Groß nicht Urſache habe, dieſes Recht in Ausübung zu bringen, ſo mag Emilie ſelbſt entſcheiden.« Wie dieſe entſchied, kann man leicht denken. So fand die Gräfin, als ſie mit Johannen und Eleonoren in Waldau ankam, das ganze Haus voll Verlobte, und nun kam noch ein Paar hinzu, denn

Karl fand es billig, auch nun für ſich, nachdem er ſo viel für andere gethan hatte, zu ſorgen. Er vermochte ſeine Schweſter, ihn bei ſeinen Eltern die Erlaubniß zu einer Heirath mit Eleonoren auszuwirken; davon war er ſchon im voraus verſichert, daß er bei Eleonoren und ihrer Tante an dem guten Erfolge nicht zweifeln durfte. — Man hätte zwar gern geſehen, daß Karl noch einige Jahre mit der Vollziehung ſeiner Heirath gewartet hätte, allein er fand es gar zu grauſam in ſeiner Lage, ſo viele Freunde durch Heirathen glücklich zu ſehen, und das ſeinige erſt nach mehreren Jahren zu erwarten. Da die Tante auch ſeiner Meinung war, ſo wurden ſeine Eltern endlich bewogen, den dringenden Bitten nachzugeben. Und ſo traten vier Paare an einem Tage in eheliche Verbindung, denn auch Herr Dasdorf hatte ſich die Erlaubniß ausgebeten, ſeine Verbindung mit der Frau von L** am nämlichen Tage zu vollziehen.

Auf Louiſens Gut wurden die Hochzeiten gefeiert, und da Emilie und Karoline einſt den Wunſch geäußert hatten, ein Hochzeitsfeſt, gleich dem von Louiſen, zu haben, ſo übernahm dieſe mit Hilfe der Madame Braunau und Faber's, die Einrichtung desſelben. Die jungen Landleute wurden auf Braunau's und Louiſens Gütern nicht vergeſſen; man machte es ſich zum eigenen Geſchäfte, noch vier Paare von ihnen zugleich mit auszuſtatten; ſie erhielten am Hochzeittage vom alten Grafen und der Gräfin

ſo reichliche Geſchenke, daß an dieſem frohen Tage viele Menſchen glücklich gemacht wurden.

Die alte Madame Siewers erlebte auch die Freude noch, Karolinen, deren erſte Pflege ſie übernommen hatte, glücklich zu ſehen, denn je mehr Karoline ihren Gemahl kennen lernte, je glücklicher fühlte ſie ſich. Sie hatte alle Urſache ſich zu überzeugen, daß ſie den Schritt, den ſie gethan hatte, nicht für ein Opfer halten dürfe; auch an ihr ging der oft bezweifelte Spruch in Erfüllung: — eine gute Handlung bleibt nie unbelohnt. —

Eſſen und ſeine Louiſe waren jetzt in dem Maß glücklich, als ſie einſt unglücklich geweſen waren; ſie glaubten ihrem Schickſale ſogar danken zu müſſen, daß es ſie durch dieſe Leiden geführt hatte, denn ohne dieſes Unglück pflegte Louiſe zu ſagen, wären wir gewiß nie zu dem Grade von Zufriedenheit gelangt, den wir nun genießen. Meine Vorliebe für die große Welt und deine gefällige Nachgiebigkeit gegen mich, hätten uns wohl ſtets auf dem Wege erhalten, den wir einmal eingeſchlagen waren; Gleichgiltigkeit gegen einander, wäre vielleicht einſt unſer Los geworden, und unſere Kinder wären gewiß nicht das, was ſie nun ſind. Ihre Kinder waren, ſo wie ſie, höchſt glücklich und verbreiteten Freude und Zufriedenheit über alle, die ſie umgaben. Ihr Sohn lebte auf den Gütern der Gräfin von B**, die ihm die Verwaltung derſelben, einige Jahre nach ſeiner Verheirathung ganz überlaſſen hatte. Die Grä-

sin, die so lange in der großen Welt lebte, fand in ihrem häuslichen Zirkel mehr Freude, als sie ehedem bei den glänzendsten Festen nicht empfunden hatte.

Karoline war mit ihrem Gemahl und Schwiegervater nach B** gereist. Ob sie gleich auf dem Lande erzogen war, so fand man sie doch in der Hauptstadt sehr liebenswürdig; sie erheiterte eben so sehr die Erholungsstunden ihres Schwiegervaters, als sie ihren Gemahl glücklich und froh machte.

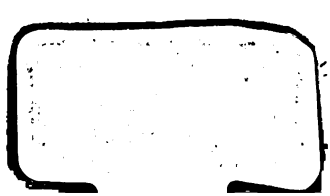
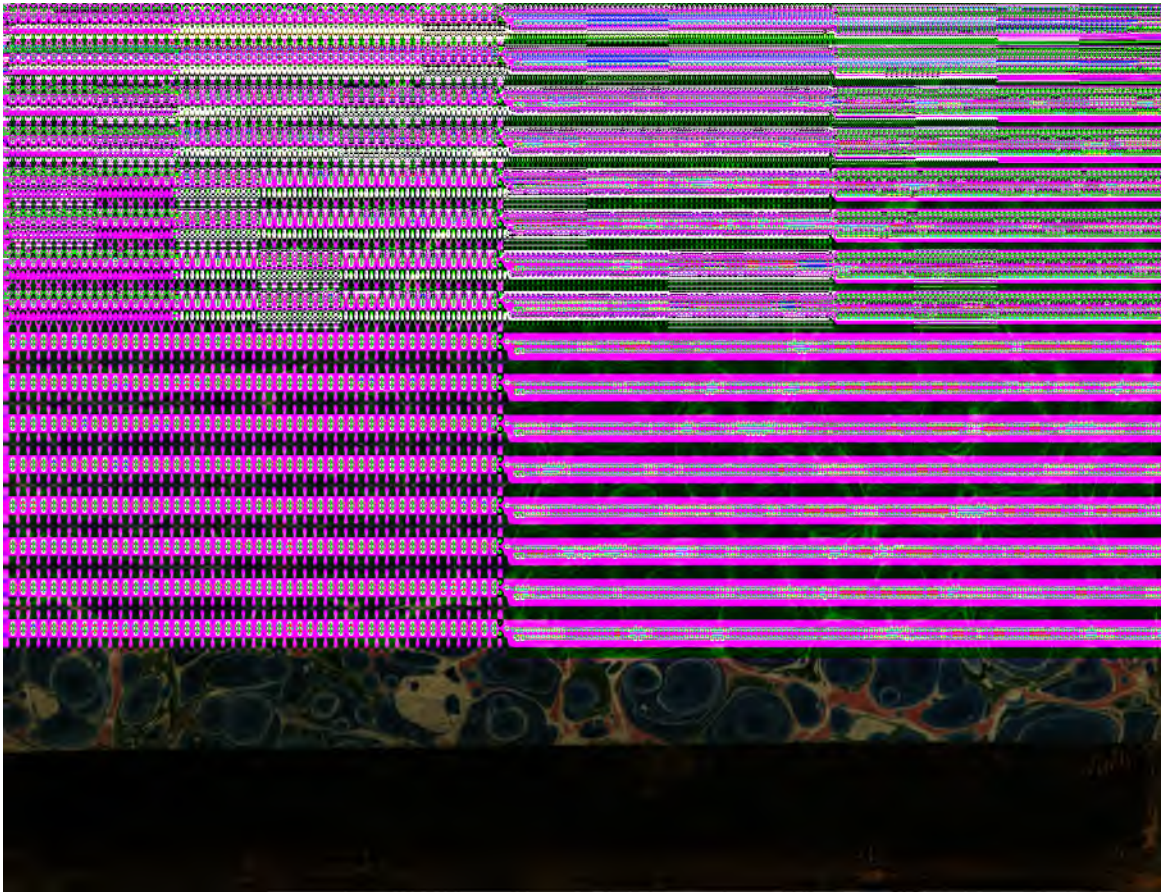
Braunau und Karoline erhielten durch Louisens Vereinigung mit ihrem Mann den Zusatz zu ihren häuslichen Freuden, der ihnen allein noch fehlte. Ihre Emilie lebte mit ihrem Mann in Breslau, wo er in königlichen Diensten angestellt war, sehr glücklich, und Madame Soden blieb kein Wunsch mehr übrig, nachdem sie ihren Liebling unter ihren Augen so zufrieden sah. — Johanne war abwechselnd bei ihrem Neffen und bei der Gräfin, denn sie liebte den jungen Groß und seine Frau mit vieler Zärtlichkeit, und wurde von ihnen als Mutter geehrt. Sie litt nie dadurch, daß sie weder Gattin noch Mutter war. Die jüngeren Personen in den Familien ihrer Freunde schätzten sie als Mutter, und von den älteren wurde sie als Schwester angesehen, sie hatte ein glücklicheres Alter, als es sonst wohl ledige Personen erwarten dürfen. Sie empfand aber auch die Freuden ihrer Freunde auf das lebhafteste mit ihnen, und konnte ihnen auch, durch ihre ungebundene

Lage, sehr nützlich werden. Sie hielt es für Pflicht, da sie selbst für keine Familie zu sorgen hatte, ihren Freunden zu dienen, wo sie konnte; sie war in dem ganzen Zirkel die gefällige und sehr geschätzte Tante.

Dasdorf hatte sich durch seine Verbindung mit der Frau von L** in Verhältnisse gesetzt, die so wohlthätig für ihn als für andere waren; er war der Vater ihrer Kinder, die nie Ursache hatten, den Verlust ihres leiblichen Vaters zu beweinen, denn dieser gab ihnen nur das Leben, Dasdorf aber bildete sie zu nützlichen und guten Menschen. Er hatte Teichenau übernommen, und verwaltete es nebst dem Vormunde der Kinder mit vieler Redlichkeit.

Der Pfarrer Faber blieb mit seiner Familie immer der treue Freund Essen's und Braunau's, und erlebte die Freude, alle seine Kinder, die er zu nützlichen Menschen bildete, sehr gut versorgt zu sehen.

So genossen diese Familien ein Glück, das nur der Lohn der Rechtschaffenen ist, und wenn ihnen auch Widerwärtigkeiten aufstießen, so trugen sie dergleichen Unfälle mit der Gelassenheit, die nur Vernunft und Religion einflössen können.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711994